A. Lafontaine

kleine

Erzählungen

und

Geschichten.

Vierter Theil.

Neue verbessert und vermehrte Auflage.

Berlin 1800.

Innhalt
des
vierten Bändchens.

I. Schrekliche Folgen einer Neugierde. S. 3.

II. Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsäze. S. 53.

III. Die Stärke des Gewissens. S. 107.

IV. Die Eroberung Pellenens. S. 146.

V. Julius Sabinus. S. 168.

VI. Maria von Nevers. S. 186.

I.

Die schreklichen Folgen einer Neugierde.

Leonore del Monti war die Erbin ungeheurer Güter. Ihre Eltern liebten Sie zärtlich, ihr Vater gab ihr eine durchaus schöne Erziehung. Natur und Glük schienen beide ihre Reichthümer an Leonoren verschwendet zu haben. Leonore war der Stolz Italiens, und der Wunsch aller Edlen Roms. Mit ihr wurde ihre Kousine Isabelle erzogen. Beide Mädchen waren von gleichen Alter, und die Aehnlichkeit ihrer Charaktere machte sie bald zu vertrauten Freundinnen. Frölich und heiter flatterten die beiden Kinder durch die ersten fünfzehn Jahre ihres Lebens, ohne Ursache gehabt zu haben, zu klagen. Sie genossen der glüklichen Gegenwart, sie erinnerten sich mit stiller Freude der Vergangenheit, und die Zukunft lag im hellen Rosenlichte vor ihren Bliken.

Leonorens Mutter war die Vertraute beider Kinder. Vor ihrem Richterstuhl brachten beide ihre kleine Streitigkeiten, in ihren Busen schütteten beide Kinder ihre Wünsche, ihre Plane aus,

und von ihr holten sie in allen Verlegenheiten Rath. Allein mit jedem Jahre, das die Kinder lebten, verlor die Mutter einen Theil ihres Vertrauens, und die ersten Seufzer ihrer verlangenden Herzen konnten sie nur eine in der andern Busen hauchen. Die Herzen der beiden Mädchen schlossen sie fest an einander, und diese Freundschaft wurde nach einigen Jahren, wie Isabelle sich eines Tages in den Arm ihrer Leonore mit dem Geständniß: ich liebe! warf.

Sie liebte den jungen d'Orsini, und Leonore war die Vertraute der beiden Liebenden. Isabellens süsse Unruhe, ihre Freudenthränen, die sie an Leonorens Busen weinte, das Glük ihrer Liebe, die Entzükungen des jungen Orsini, wenn er Isabellen zu Füssen lag, und wobei Leonore oft gegenwärtig war, füllten schon voraus Leonorens weiches Herz mit Liebe, ehe sie noch den Mann kannte, dem sie ihr Herz schenken konnte. Orsini wurde endlich glüklich. Er warf sich seinem Vater zu Füssen, und bat so dringend um die Erlaubniß, an den Armen der liebenswürdigen Isabelle das Glük seines Lebens zu erhalten, daß der Vater sogleich bei dem alten del Monti um Isabellen für seinen Sohn warb, und nach einigen Monaten war Isabella das entzükte Weib des edlen Orsini.

Leonore begleitete ihre Freundin auf ein Landgut ihres Gemahls. Der Frühling, das Entzü-

ken der beiden Liebenden. Leonorens brennendes Herz — sie verlor sich oft in süssen, halb neidischen Träumereien in den dunklen Park. Da gieng sie, die Arme über einander gekreuzt, den Kopf auf den schlagenden Busen, in sich selbst versunken dahin, und stattete ihr Ideal mit den zauberischen Reizen aus.

Eines Abends nahm Isabelle ihre Freundin mit in den Park. Da sassen sie in der heimlichen Laube, und Isabellens Erzählungen von ihrem Glük machten Leonoren stumm, und trübe. Isabella versank in wiederholende, und Leonore in verlangende Träume. Auf einmal hörten beide die Töne einer Laute in der Ferne, und eine schöne männliche Stimme sang ein Sonett von Petrarcha, von den Qualen der Liebe. Es war gesungen, und die Laute sang nun in den süssesten, melancholischsten Tönen diese Empfindung lange fort.

Leonore stand auf, Isabelle folgte ihr lächelnd, und sie giengen in die Gegend hin, woher der Gesang tönte. Leise schlichen sie durch die Alleen, und endlich sahen sie unter einem dunklen Gebüsch einen jungen Mann sizen, die Augen in den Mond gerichtet, und die Finger läßig in den Seiten der Laute. Der Mond warf einen hellen Strahl auf sein Gesicht, Leonore behauptete nachher gegen ihre Freundinnen, daß sie Thränen in seinen Augen hätte blizen sehen.

Sie schliechen sich furchtsam zurük, und wie sie im Hause angekommen waren, so erzählten sie Orsini ihre Begebenheiten. Orsini lächelte zweideutig, und da beide in ihn drangen, ihnen zu sagen, wer der junge Mensch sei; so sagte er ihnen: er ist aus einer grossen Familie, unglüklich durch sein Schiksal, aber noch unglüklicher durch die Liebe.

Durch die Liebe! fragte Leonore:

Durch die Liebe! antwortete Orsini: was hatten sie auch, meine schöne Leonore, nöthig, den armen Jungen Abends im Park auf seinen Streifzügen zu begegnen? Er liebt sie, Kousine! und diese Liebe wird ihn tödten! Leonore erröthete, schwieg und gieng, und den ganzen Abend lag sie in dem Fenster gegen den Park, und unfreiwillig sagten ihre Lippen die beiden lezten Strophen des Sonetts leise her, das der junge unglükliche gesungen hatte.

Ich lieb und schweige, welke hin und sterbe,
Und Staub bedeket bald dies warme Herz!

Sie konnte die beiden Strophen nicht vergessen. Sie legte sich traurig nieder; sie schlief nicht; sie träumte wachend. Was ist dir Leonore? fragte den andern Tag hundertmal Isabella das arme Mädchen, wenn sie in ein tiefes Schweigen versunken war. Sie sah dann auf, sah Isabellen mit einen paar trüben Augen an, reichte ihr mit einem gezwungenen Lächeln die

Hand, und seufzte: Nichts! Einmal antwortete sogar die arme Leonore, sich ganz vergessend mit dem Verse:

Und Staub bedeket bald dies warme Herz!

So gieng der Tag hin. Am Abend saß sie bis um Mitternacht bei Isabellen, und redete von dem jungen Menschen. Auf einmal öffnete sich die Thüre, und Orsini trat hinein, an seiner Hand den schönen Sänger im Park. Leonore zitterte, und konnte kaum aufstehen, um ihn zu begrüssen. Hier, meine Damen, bring ich Ihnen, sagte Orsini: meinen Gefangenen: er wünscht sie zu sehen, Leonore wahrscheinlich, um in eine doppelte Gefangenschaft zu gerathen. Leonore stand da, roth und glühend, wie eine Fakel. Der junge Mann warf brennende Blike auf Leonoren, ohne ein Wort zu sagen. Orsini erzählte nun die Geschichte des Unbekannten. Es war der Sohn des Marchese Belluti. Der Marchese hatte sich mit seinem Bruder, dem Herzog di Kastro, überworfen, und jezt war er gezwungen, mit seinem Sohne Italien zu verlassen, um der Rache seines stolzen, und rachsüchtigen Bruders zu entgehen. Der junge Belluti hielt sich noch einige Tage auf dem Landgute seines Freundes, des Orsini, verborgen auf, hier sah er Leonoren, und liebte sie. Jezt that es ihm wehe, Italien verlassen zu müssen. Allein er mußte. Sein Vater erwartete ihn in Venedig, um mit ihm nach Frankreich zu fliehen.

Leonore hörte diese Erzählung: ihre Augen hefteten sich von Zeit zu Zeit auf dem jungen Belluti. Jezt näherte sich der schöne Jüngling Leonoren, mit einem schönen, flehenden Blike sah er ihr ins Auge, er legte seine Hand auf sein Herz, und nun hob er mit einer leisen Stimme zu Leonoren an: ich verlasse mein Vaterland, ich gehe unter einen andern Himmel, um dort unglüklich zu seyn; allein Sie, Sie können mir mein geliebtes Vaterland, das höchste Glük des Lebens mitgeben. —

Ich, mein Herr?

Sie! ich liebe Sie, liebenswürdiges Mädchen, hier füllten sich seine Augen mit Thränen, und Leonore zitterte. Ich liebe Sie mehr, als ich, als eine Sprache sagen kann. Ich muß fort, mein Vater, meine Liebe gegen ihn fordert es: o Leonore, nur ein Lächeln, nur den kleinsten Schimmer der kleinsten Hofnung geben Sie mir mit in mein Elend.

Was wollen Sie? sagte Leonore in einer reizenden Verwirrung.

Und Staub bedeket bald sein warmes Herz! sagte Isabelle.

Leonore; hob er wieder an, und legte die Hand noch einmal auf sein Herz; seine Thränen floßen häufiger; und durch die Thränen flogen so warme Blike auf Leonoren: nur die kleinste

Hofnung, um meinem Leben bei mir selbst den kleinsten Werth zu geben, Leonore!

Leonore stand da, sie hob ihr Auge in die Höhe, sie schlug es seitwärts, Isabelle drükte sich eine Thräne aus dem Auge; sie sah auf Belluti, sie sah auf Orsini, überall begegnete sie flehenden Bliken. Mein Vater! rief sie: o Gott! Isabelle! sie sank auf ihre Schulter, und so reichte sie dem glüklichen Belluti ihre zitternde Hand. Belluti sank mit seinen Lippen auf die Hand, Thränen benezten sie. O all ihr Engel des Himmels! rief er auf einmal: ich vertrau euch, eurem Schuze dieses Herz! erhaltet es mir, und dann nehmt mir alles! Gott! ich muß fort! Lebt wohl! O Leonore, Leonore! Er drükte ihre Hand an sein Herz. Leonoren hob sich von Isabellens Schulter in die Höh: sie sah ihn lächelnd und wehmüthig an. Belluti, Gott sei mit Ihnen und mit mir! Er mache Sie glüklich! Leben Sie wohl! Sie gieng rasch durch die hintere Thüre. Belluti flog wild, und mit einem hohen Entzüken im Herzen davon, und Leonore vergoß süße Thränen der Liebe, der Hofnung, der Trennung, und der Furcht vor der Zukunft.

Leonore blieb nur noch wenige Tage bei Orsinis, aber diese wenigen Tage reichten hin, ihre Liebe unauslöschlich zu machen. Isabelle redete von nichts, als von dem schönen, zärtlichen Belluti, und Leonore dachte an nichts, als an Bel-

luti. Endlich kam Leonore wieder bei ihren Eltern an, und die tiefe Einsamkeit, in der sie lebte, das in ihren Herzen jezt so verschloßene Geheimniß ihrer Liebe gab ihrer romantischen Stimmung noch mehr Nahrung, und ihrer Zärtlichkeit neue Kraft. Sie gieng nur gezwungen mit ihren Eltern in die seltnen Gesellschaften, sie war sich mit ihrem Herzen genug. In einer dieser Gesellschaften sah sie den Oheim ihres Geliebten, den Herzog di Kastro. Er wurde ihr von dem französischen Gesandten präsentirt, und Leonore wurde bleich, wie sie seinen Namen hörte, und zitterte, wie der Herzog sie anredete. Sie fand etwas widriges in seinem Gesicht: war er ernst, so schien er ihr stolz und gebietrisch; lächelte er, so schien er falsch und zweideutig, und doch konnte das arme Mädchen das Auge nicht von ihm wenden.

Der Herzog bemerkte es, und drängte sich sichtlich zu ihr; er schien das für Wohlgefallen zu halten, was Abscheu war. Er machte Leonorens Eltern ein sehr artiges Kompliment, und bat um des alten del Monti Freundschaft.

Der Herzog war unstreitig der stolzeste Mann in Italien, seine Geburt, seine Reichthümer, die Gnade des Königs von Neapel, seine Eroberungen bei dem weiblichen Geschlecht, seine Schönheit; er war noch jezt in seinem vierzigsten Jahre ein schöner Mann, sein Glük in allem, was er

unternahm, hatten ihm einen fürchterlich hohen Begrif von sich selbst beigebracht. Er glaubte sich alles erlaubt; weil lauter Schmeichler ihn von Jugend auf umgeben hatten; er konnte keine seiner Leidenschaften überwinden, keinem seiner Wünsche widerstehen; und wehe dem, der einem seiner Wünsche etwas in den Weg legte! Er war unversöhnlich aus Eitelkeit, und er sezte seinen Ruhm nur darin, nie zu verzeihen. Sein Haß war wüthend, und er hielt nichts für heilig, wenn es darauf ankam, das Vergnügen, sich rächen zu können, zu erhalten.

So war der Mann, von dessen Versöhnlichkeit Leonore die Befriedigung ihrer Wünsche erwarten sollte: und armes Mädchen! in dem Augenblike, da du vor seinem grausamen Charakter zitterst, kennst du dein Unglük nur halb; zittre nicht vor seiner Grausamkeit, zittre vor seiner Liebe.

Der Herzog kam den andern Tag schon zu Leonorens Eltern; das arme Mädchen sah mit Wohlgefallen die Artigkeit, mit der der Herzog sie behandelte: sie betrachtete sich schon als die Vermittlerin zwischen dem Herzog, und seinem Bruder, und dankte allen Heiligen für diesen Zufall. Allein wie erstaunte die Unglükliche, da nach vierzehn Tagen der alte del Monti ihr ganz troken erklärte, daß er dem Herzog di Kastro ihre Hand versprochen habe. Sie erstarrte, sie wurde bleich, wie eine Lilie, sie antwortete kein

Wort. Was hätte es ihr auch geholfen? ihr Vater liebte sie; allein er war auch der herrschsüchtigste, der ehrgeizigste und härteste Mann in Italien.

Gewöhnt an dem allerstrengsten Gehorsam, verbarg Leonore ihre Thränen sogar, ihre Liebe verlor vor dem strengen Blike ihres Vaters allen Muth. Isabelle war entfernt ihre Mutter selbst ohne Ansehen, die Zubereitungen zur Vermählung wurden gemacht, Rom war voll davon — was sollte das furchtsame liebende Mädchen machen, als beten und weinen? Der Tag der Zeremonie erschien, und Leonore wurde Herzogin di Kastro. Ueber der Mahlzeit gab der Herzog dem Vater der Braut einen Brief, und nun wurde der versammelten Gesellschaft erklärt, daß das gute Vernehmen zwischen dem Herzog und seinem Bruder dem Marchese Belluti wieder hergestellt sei.

Ich würde dem Undankbaren nie vergeben haben, sezte der Herzog mit einer stolzen Miene hinzu: wenn ich nicht meiner Gemahlen die Dankbarkeit meines Bruders und meines Neffen hätte versichern wollen. Ich habe meinem Bruder geschrieben, meine theure Leonore, daß ich nur auf ihr Bitten ihm vergeben wolle. Die arme Leonore wußte nicht, wohin sie ihr Auge schlagen sollte, um die Angst zu verbergen, die sie fühlte. Sie verbeugte sich gegen den Herzog, und öfnete die zitternden Lippen, und seufzte.

Einige Tage nach ihrer Vermählung gieng Leonore mit ihrem Gemahl nach Neapel. Wie sie in den Pallast des Herzogs hineintrat, um auf ewig getrennt von allem, was ihr werth war, so sank sie dem Herzog ohnmächtig in die Arme: sie empfand eine Bewegung in ihrer Seele, deren verzweiflungsvolle Bitterkeit unsäglich groß war. Sie versank in einen tiefen Kummer, in eine Melancholie, welche des Herzogs Liebe, die Freuden des Hofes, die Lustbarkeiten der Stadt nicht zerstreuen konnten. Sie erschien am Hofe, und die Bewunderung des ganzen Hofes flog ihr entgegen. Sie gewahrte bald, daß der Herzog ungemessen eifersüchtig war, und sie sah es mit Vergnügen, weil es ihr die Hofnung machte, daß der Herzog sie auf seine Güter in die Einsamkeit führen würde.

Sie war sieben Monate verheurathet, da erzählte ihr der Herzog, daß sein Bruder in Frankreich gestorben sei, und ihm zum Vormund über seinen Sohn, den jezigen Marchese Belluti, gemacht habe. Er kommt, sezte er hinzu: wenn er das Leben behält; er liegt zu Turin am hizligen Fieber. Hätte der Herzog nur eine Ahndung von Leonorens Liebe gehabt; er hätte auf ihrem todtenblassen Gesicht, in ihrem heftigeren Zittern, das Geständniß derselben deutlich gelesen.

Bis hieher war Leonorens Betragen ohne Tadel gewesen. Sie hatte den festen Entschluß ge-

faßt, ihres Gemahls Liebe mit Liebe zu belohnen: sie gab sich alle Mühe, den unglüklichen Belluti zu vergessen. Sie erwöhnte seiner in keinem ihrer Briefe an Isabellen, und hatte ihr es ein für allemal untersagt, sie an ihn zu erinnern.

Jezt aber, in der schreklichen Angst über Bellutis Krankheit, in den heftigen Vorwürfen, die sie sich selbst darüber machte, daß sie Schuld an seinem Tode sei, vergaß sie ihren Vorsaz. Sie schrieb an Isabellen; sie entdekte ihr ihre Angst, ihren Kummer um den unglüklichen Jüngling. Sie bat sie, sich nach ihm erkundigen zu lassen, sie trug ihr sogar eine Empfehlung an ihn auf. Sie beklagte sich über die unglükliche Leidenschaft, über die sie nicht Herr werden könnte.

Ach! der erste Schritt, sagt das Sprichwort, ist nur beschwerlich! Sie befand sich schon durch diesen Brief ruhiger; noch ruhiger wurde sie durch die Antwort ihrer Freundin. Seine Gesundheit war wieder hergestellt; er lebte noch, und noch immer für seine ungetreue Leonore.

Leonore verschlang den Brief. Sie antwortete wieder, und der Brief war voll von dem geliebten Belluti; voll von Betrachtungen über den zweideutigen Charakter des Herzogs, und das süsse Gift der Liebe, das Leonorens erster Vorsaz beinahe unthätig gemacht hatte, fieng aufs neue an, seine heftige Wirkung zu äussern.

Leonore wurde nun Mutter, ein neues Band zwischen ihr und ihrem Gemahle, und die Briefe fiengen an seltner zu werden. Nach und nach wurden die Briefe wieder länger und feuriger Das Elend des unglüklichen Sängers (so nannten ihn Leonore und Isabelle in ihren Briefen). verdiente Thränen, und erhielt Thränen. Belluti bat seinen Oheim um Erlaubniß, nach Frankreich zurükzukehren, und erhielt sie. Isabelle schrieb Leonoren, daß ihr geliebter Sänger tief zwischen unzugänglichen Felsen in Pirmont wohne, und dort sein Leben in der tiefsten Einsamkeit beschliessen wolle.

Nach einiger Zeit bat Isabelle Leonoren sehr angelegentlich, sie zu besuchen. Der Herzog erlaubte es, und Leonore flog auf das Landgut ihrer Freundin, die sie mit Thränen in den Augen empfieng. Da gieng Leonore wieder, da saß Leonore, wo Belluti gesessen hatte; lauter neue Pfeile, die sich gewaltsam in ihr Herz drükten. Ach, ich hätte nicht hieher kommen sollen! seufzte Leonore; ich werde hier noch die lezte Hofnung der Ruhe verlieren.

Da sassen die beiden Weiber in eben dem Bosket, wo sie sassen, wie Belluti die Laute schlug, und sprachen von ihm. Und bist du nicht neugierig, ihn einmal zu sehen? fragte Isabelle.

Gott! das würde mich vollends zerstören!

Zerstören und beruhigen zugleich: meinst du, nicht?

Er wird blaß seyn, blaß wie der Kummer, blaß wie ich!

Wollen wir ihn kommen lassen?

Um Gotteswillen nicht!

Liebe Leonore, und wenn es der Wunsch seines ganzen Lebens wäre, dich noch einmal zu sehen: würdest du auch so grausam seyn, ihm das abzuschlagen?

Dürfte ich anders? seufzte Leonore.

Nur sehen, liebes frommes Weib!

Ach, Isabelle! — Nein, bei allen Heiligen, nein!

Leonore, und wenn er hier wäre, wenn er dich durch mich bitten ließ, ihn noch einmal zu sehen?

Gott! Isabelle: er ist doch nicht hier?

Ja, er ist hier! um dir sein Lebewohl zu sagen, Leonore!

Leonore schrie auf; sie schlug es ab, ihn zu sehen. Isabelle bat, flehte bei seiner Liebe, und endlich — o unbesonnene Leonore — endlich gab sie nach. So mag er kommen! und Belluti lag zu Leonorens Füssen.

Er war es, der bleiche, abgezehrte, sterbende Jüngling war es, der Leonorens Hand ergriff, sie mit Thränen bedekte, sprechen wollte, und vor Schluchzen nicht konnte. Leonore stand da,

zitternd, schluchzend, die Hand ihm drükend, und das lezte Band, das sie an den Herzog knüpfte, zerriß in diesem Augenblike.

Sie wollen mir Lebewohl sagen, Belluti? stammelte endlich Leonore.

Er rief sich vom Boden auf, stand vor ihr, betrachtete sie, sie weinte, und winkte mit der Hand zu gehen.

So leben Sie wohl meine Leonore! schluchzte er: auf ewig wohl! Er näherte sich ihr, er umschloß sie mit beiden Armen, seine Lippen drükten die Ihrigen, ihre Thränen vermischten sich, ihre Seufzer, ihre Worte. Leb' wohl, stammelten beide. Er flog wüthend hinaus aus dem Bosket, und Leonore sank sprachlos und wie zernichtet in Isabellens Arme.

Am andern Morgen fuhr Leonore nach Neapel zurük. Sie kam bleich und entstellt an; ihr Gemahl fragte um die Ursache ihres kranken Aussehens. Sie antwortete wenig, und verschloß sich in ihr Kabinet, und der Herzog hörte sie schluchzen. Die Kälte gegen den Herzog, die sie sonst noch sehr gut unter eine anscheinende Ehrerbietung verborgen hatte, wurde jezt so auffallend bitter, daß der Herzog der allergutmüthigste Mann hätte seyn müssen, es nicht zu merken. Ihr Kummer blieb derselbe; so viele Mühe sich auch der Herzog gab, ihn zu zerstreuen. Sie weinte oder schrieb, und der Herzog sah, daß

sie zerriß, was sie geschrieben hatte. Endlich siegelte sie einen Brief, gab ihn einem Domestiken, ihn zu besorgen. Der Herzog ließ sich den unglüklichen Brief geben, er erbrach ihn, und las mit Entsezen.

Meine theure Isabella, schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, um in deinen Busen den Schmerz auszuschütten, der meine Seele foltert. Ach, Isabelle, ich bin das unglükliche Opfer einer unseligen Liebe, die meine Seele beherrscht, und sie mit den Qualen der Verdammten füllt. Vorwürfe, Gewissensbisse vermehren die Angst meiner elenden Leidenschaft, und zerreissen meine Seele auch da, wo die Liebe nicht traf. So hab ich ihn wieder gesehen, den unglüklichen, geliebten Jüngling, und sein Bild hat sich nun für die Ewigkeit mit Feuerzügen in meine Seele gedrükt; meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrükt, meine Lippen haben von den seinigen die Seufzer der reinsten Liebe geküßt, und ich bin unglüklicher als zuvor. Wehe meinem Vater, daß er die Hand seines Kindes an ein Ungeheuer verkaufte, dessen Stolz, dessen wüthender Charakter, dessen mörderische Falschheit den Abscheu noch vermehrt, den mein Herz gegen ihn fühlt; wehe mir, daß ich an der Seite des Menschen leben muß, vor dessen Grimm ich zittere, dessen unmenschliches Herz die Liebe noch vermehrt, die des unglüklichen Jünglings,

weiche, schöne, reine Seele in meine ihm verschwesterte Seele hauchte.

Ach ich fühle, mein Brief ist Sünde; meine ganze Seele ist Sünde; denn sie ist nur Liebe für ihn, und Haß für den, dessen Namen ich führe. Leb wohl! dies ist der lezte Brief, den du je von mir erhältst. Ich will weinen, bis meine Thränen mir mein Grab ausgehölt haben, das meinen Kummer verbirgt. Zum leztenmal habe ich seiner gedacht; herausreissen will ich sein liebreizendes Bild aus meiner Seele, und die Angst meines ewig kämpfenden Herzens mag mein Verbrechen in den Augen des Himmels vertilgen, und meine Seele lösen. Leb wohl! ach Isabelle, laß mich zur Tugend zurükkehren! schreib mir nicht! Ich bin sein Weib, ich bin Mutter zu seinem Kinde, und bitte Gott mit mir, daß ich den Vater meiner Tochter nur nicht mehr hassen darf. Leb wohl! deine unglükliche Leonore.

Man denke sich die Wuth, die unbeschreibliche Wuth des stolzen, des eifersüchtigen, des rachedürstenden Herzogs. Er erblaßte, er wurde glühend roth während des Lesens. Er zerknitterte den Brief in seinen Händen; dann las er wieder eine Zeile. Der Zorn wollte ihn erstiken. Er ballte die Hände, er raufte sich in den Haaren, er fiel auf die Knie, und schwor bei Gott die allerfürchterlichste Rache zu nehmen. Nach und nach legte sich die erste kochende glühende Wuth.

Er durchlas den Brief noch einmal, und der Name seines Nebenbuhlers fehlte. Er sann hin und her, wer der Geliebte seines ungetreuen Weibes seyn könnte, und überall sah er nur grundlose Vermuthungen.

Er las den Brief zum hundertstenmale, und jedesmal wurde seine Liebe zu Leonoren kälter, aber auch sein Haß besonnener, und seine Rache grausamer und durchdachter. Er lächelte, er gieng, die Hände auf den Rüken gelegt, im Zimmer auf und nieder, und brachte den Plan der allergrimmigsten Rache mit einer hämischen Freude in Ordnung. Dein Tod, elendes Weib, ist gesprochen, sagte er kalt und schneidend; nur erst sollst du deinen geliebten Jüngling meiner Rache überliefern; dann seh ihn dein Auge langsam sterben, und dann — dann bin ich gerächt!

Er sezte sich in den Wagen, und verließ Neapel einige Tage, und wie er zurük kam, so lächelte er so boshaft, so zufrieden; man sah, die Anstalten seiner Rache waren getroffen, er kam das Opfer abzuholen.

Am andern Morgen trat er in Leonorens Zimmer. Kalt sagte er: Sie müssen jezt mit mir verreisen, Leonore! Er ergriff sie bei der Hand. Leonore, ihre Tochter in den Armen, folgte ihm schweigend. Sie stiegen in einen Wagen. Leonore nahm ihre Tochter auf ihren Schooß, und

liebkosete ihr. Der Herzog sagte nicht ein Wort, er schien in sich selbst versunken zu seyn. Am Abend fuhren sie über eine Zugbrüke in ein altes verfallenes Schloß. Bei dem Geräusch der Ketten, sah Leonore auf; sie sah das alte Gemäuer, und warf einen Blik auf den Herzog.

Fällt Ihnen das Schloß auf? sprach er mit einem bittern Lächeln: Sie halten es doch nicht für ein Gefängniß? Leonore zitterte, wie sie noch einen Blik auf sein Gesicht warf. Sie beugte sich auf ihre Tochter nieder, und benezte sie mit ihren Thränen; das Kind fieng an zu schreien, und Leonore drükte es mit einer wehmüthigen Zärtlichkeit an ihre Brust. Der Wagen hielt: Der Herzog stieg aus, er nahm das Kind aus Leonorens Armen, gab es einem Domestiken, ergrif Leonorens Hand, hob sie aus dem Wagen, und führte sie, oder schleppte sie vielmehr die hohen Stufen vor der Wohnung hinauf. Er führte sie nun durch eine lange uud finstere Gallerie. Leonore zitterte. Sie zittern? hob er auf einmal an: Sie sind ja bei ihrem Manne, den sie lieben, was zittern Sie?

Himmel! rief Leonore: was soll Ihre wilde Bitterkeit? wozu dieser schrekliche Ton ihrer Stimme?

Kommen Sie: das sollen sie erfahren! Er zog sie nun in ein Zimmer mit einem Bette; Leonore sank in einen Stuhl, und zerfloß in Thränen. Der Herzog gieng hinaus, und kam

sogleich mit einem brennenden Lichte zurük, das er vor Leonoren auf den Tisch sezt. Er sezte sich. Leonore wagte es nicht, ihn anzusehen: sie wartete zitternd darauf, daß er anfangen möchte: Ihre Unbesonnenheit, den jungen Belluti gesehen zu haben, fiel ihr auf, und zugleich die fürchterliche Angst, daß der Herzog es wissen möchte. Sie zitterte jezt so heftig, daß ihr die Zähne hörbar zusammenstiessen; sie hörte das Schlagen ihres Herzens. —

Ein Gewissen haben Sie noch; sagte der Herzog, nachdem er sie lange betrachtet hatte: jezt zur Sache! Lesen Sie diesen Brief! Leonore sah ihren lezten Brief an Isabellen in des Herzogs Händen. Gott! Gott! ich bin verloren! schrie sie auf, und verbarg ihr Gesicht mit den zitternden Händen.

Treulose! sagte der Herzog kalt: ich bin also das Ungeheuer, gegen das Ihre ganze Seele Haß und Abscheu ist? gut, Madame; künftig sollen Sie Ursach haben, mich zu hassen. Oder meinen Sie, daß ich, von Ihnen verrathen, betrogen, entehrt, mit Schande bedekt, gutmüthig schweigen soll?

Nein! sagte Leonore: ich bin schuldig; bestrafen Sie mich! aber entehrt habe ich Sie nicht! Ja, ich habe über meine unselige Leidenschaft nicht siegen können; allein meine Tugend und ihre Ehre sind ohne Fleken; das schwöre ich Ihnen bei Gott!

Still; still! Heuchlerin! Hören Sie! Er las: meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrükt, meine Lippen haben von den seinigen die Seufzer der reinsten Liebe geküßt! Was sagen Sie, meine schöne Heuchlerin? Nicht wahr? das heißt meine Ehre ohne Fleken lassen? Jezt sprang er mit blizenden Augen auf, und stand vor Leonoren: was sagst du, niedrige Kreatur?

Ich bin unschuldig! ich rufe Gott zum Zeugen!

Wie? du hast ihn geküßt? —

Und dennoch unschuldig. —

Verdammte heuchlerische Schlange! rief er mit den Zähnen knirschend: die grimmigste Rache ist schon bereitet, dich zu treffen!

Jezt sank Leonore zu seinen Füßen, und rief voll Schreken: O Gott, Gott, schüze mich! hilf mir!

Stehn Sie auf: sagte der Herzog etwas beruhigter: sezen Sie sich, und hören Sie mich!

Leonore sezte sich, und sah ihn furchtsam demüthig und bittend an. Er fuhr fort: Sie sehen, Sie Undankbare, wie tief, wie unvergeblich ich von Ihnen beleidiget bin; Sie nennen mich selbst rachsüchtig, grausam und unmenschlich, Sie, der ich nichts als Beweise meiner Liebe gegeben habe: was haben Sie von mir zu erwarten? — — in-

deß — so könnte ich Ihnen dennoch vergeben, dennoch — allein — nur ihre Aufrichtigkeit könnte mich versöhnen. Hören Sie! die kleinste Verstellung, die allerkleinste, spricht Ihnen das grausamste Urtheil! — Hören Sie? — Wer ist der niederträchtige Verführer Ihrer Unschuld?

Leonore rief: o bei Gott! meine Unschuld ist nicht verführt! Ich frage, fuhr der Herzog mit lauter Stimme fort: wer ist der geliebte Jüngling? ich will seinen Namen wissen.

Leonore sah auf den Boden. Sie sah Belluti schon blutig am Boden vor ihr liegen, das unschuldige Opfer der Eifersucht des Herzogs. Sie schwieg.

Nun gefällt es Ihnen zu antworten?

Nein, dacht in diesem Augenblik Leonore: nein! dich will ich retten. Sie fühlte in diesem Augenblike neue Kräfte, die ihr Muth gaben. Sie sagte mit fester Stimme: Ihr Zorn will ein Opfer, mein Gemahl! opfern Sie mich: ich bin in Ihrer Gewalt! Und nun noch einmal; ich bin unschuldig! mein Tod ist gewiß, allein den Namen, den Sie wissen wollen — nein! nein! nie soll er über diese Lippen kommen!

Ein paar Sekunden lang blieb der Herzog unbeweglich. Er hatte die Festigkeit von Leonoren nicht erwartet. Endlich brach sich sein Stillschweigen in einer unbeschreiblichen Wuth. Unglükliche! rief er: ich soll den Namen nicht wis-

sen? Weib! du hast keine Vorstellung von dem, was ich bin, wenn du nicht gehorchst!

Ich erwarte von Ihnen alles, und bin unglüklich genug, den Tod nicht zu fürchten!

Den Tod? du Thören, meinst du, daß ein Augenblik Rache die Beleidigungen eines ganzen Lebens gut machen kann? dein Grab ist bereitet: aber lebendig sollst du es bewohnen, und leben!

Leonore sank bei diesen Worten hinter über, und verlor die Sinne. Wie sie ihre Besinnung wieder hatte, so sah sie sich in den Armen ihrer Weibe. Sie fragte sogleich nach ihrer eigentlichen Kammerfrau, deren Treue und Liebe sie kannte, und die sie mit sich von Rom nach Neapel gebracht hatte. Man sagte ihr, sie sei noch zu Neapel. Leonore zitterte. Sie brachte die Nacht unter ihren Weibern zu: sie wagte es nicht sich in ihrer Gegenwart zu beklagen, noch sie fortzuschiken, sie fühlte alle die innere Unruhe, die Reue und Furcht geben können.

Am frühen Morgen ließ sie sich in das Zimmer ihrer Tochter führen: sie fand sie noch schlafend: sie sandte die Weiber weg, und sezte sich an die Wiege des Kindes. Hier wurde der Lauf ihrer Empfindungen noch schmerzhafter. Sie verglich den süssen, ruhigen Schlaf des Kindes mit der Unruhe ihres Gemüths; sie beneidete seinen Zustand der Fühllosigkeit gegen ihr Elend! ach, und doch ist es unglüklich! rief sie: vielleicht sehe ich

sie zum leztenmale. Sie segnete das Kind, empfahl es in einem brünstigen Gebet allen Heiligen, und nun gleichsam bereitet zu allem, sank sie wieder in ängstliche Träume über ihr Schiksal. So schreklich ihre Phantasie ihn auch dasselbe machte; so war doch der Entschluß, Belluti nicht zu nennen, in ihrer Seele fest.

Jezt öffnete der Herzog die Thüre. Leonore wollte ihm entgegen gehen; allein ihre Füße versagten; sie sank in den Stuhl zurük.

Nun? hat sie die Ueberlegung in dieser Nacht vernünftiger gemacht? Fühlen Sie es endlich, was Sie wagen, wenn Sie mir länger widerstehen? Leonore seufzte tief auf. Soll ich den Namen des Bösewichts erfahren? Sie schlug die Augen an die Deke, und schwieg. Ich will eine bestimmte Antwort: werden Sie den Namen nennen, oder nicht?

Ich kann nicht, antwortete Leonore betend!

Das ist ihr Urtheil! Nehmen Sie von Ihrer Tochter Abschied!

O Gott, mein Gemahl! haben Sie Barmherzigkeit mit der Mutter, wenn auch nicht mit dem Weibe! Wie hart auch mein Schiksal sei, so trennen Sie mich nicht ganz von meiner Tochter!

In diesem Augenblik erwachte das Kind! es öffnete die Augen, und lächelte seinen Eltern zu.

Leonore stürzte auf die Wiege los; mein Kind, rief sie, und nahm es auf: o komm, gieb mir das Herz deines Vaters wieder!

Der Herzog nahm das Kind auf seine Arme; die Bande zwischen Ihnen und diesem Kinde sind jezt zerrissen: es ist ihr Kind nicht mehr. Leonore sank ihm zu Füssen. Der Stolze weidete sich einen Augenblik an diesem Schauspiele. Den Namen! rief er, Leonore seufzte leise: ich kann nicht! Und der Herzog gieng mit dem Kinde nach der Thür. Leonore schrie laut, das Kind fieng an zu schreien, strekte die Arme nach seiner Mutter; der Herzog fluchte, verschwand mit dem Kinde, und ließ Leonoren in der bittersten Verzweiflung zurük.

Eine halbe Stunde nachher kam der Herzog zurük. Er führte Leonoren in ihr Zimmer, er sezte sie in einen Stuhl; er sezte sich zu ihr, und sagte ihr mit einem ruhigern Gesichte: Sie halten mich für unversöhnlich, und indeß — er schwieg — er sah vor sich nieder. Leonore sah in diesen Worten, in dem Ton seiner Stimme einen Strahl von Hofnung; ihr weiches mitleidiges Herz betrog sie mit der Vorstellung der nahen Versöhnung. Sie sprach von Ihrer Tochter, der Herzog hörte sie mit einem finstern Blike, aber ohne Zorn an; er schien sogar gerührt. Er sagte Leonoren, daß seine Liebe zu ihr die Ursach seiner Wuth gewesen sei; er bat sie, Sorge für ihre

Gesundheit zu tragen, und versprach ihr dafür, ihr das Kind zurükzugeben.

Leonore vergoß jezt wahrlich nur Thränen der Reue; jezt erst fühlte sie sich schuldig; sie ergriff seine Hand und benezte sie mit ihren Thränen. Allein in diesem Augenblike fühlte sie auch ihren innern Zustand, den Furcht und die heftigen Leidenschaften ihr bisher verborgen hatten. Sie fühlte sich krank, und ein starkes Fieber zwang sie, sich ins Bette zu legen.

Der Herzog schien sehr unruhig zu seyn: er sandte sogleich einen Kourier nach Neapel, um zwei Aerzte zu holen; er verließ Leonorens Bette nicht; er gab ihr in Gegenwart ihrer Weiber die grösten Beweise seiner Liebe und Zärtlichkeit, und leise versicherte er Leonoren den Sieg seiner Liebe über seinen Zorn. Er versprach ihr, ihre Tochter sogleich zurük zu geben, wenn sie gesund sei. Leonore ergriff seine Hand, seine grausame Hand, drükte sie an ihr Herz, küßte sie, und zerfloß in Dankbarkeit und in dem Gefühle ihres Unrechts.

Die Aerzte versicherten, daß die Krankheit nicht gefährlich wäre, und verliessen das Schloß nach zween Tagen. Wie sie fort waren, so schien des Herzogs Unruhe über Leonorens Zustand zu wachsen; er zwang sie, im Bette zu bleiben, ungeachtet sie sich gesund fühlte.

Leonorens Weiber hatten die drei Nächte vorher gewacht; ihre Kräfte waren erschöpft, und der Herzog sandte sie fort, um den Tag über zu

schlafen. Er sagte, daß er selbst mit seinem Kammerdiener, und einer alten Frau vom Schlosse sie bewachen wollte. Die Vorhänge um das Bette waren zugezogen, und Leonore wußte nicht, daß ihre Weiber sie verlassen hatten. Um Mittag merkte sie es; und fragte nach der Ursach, und der Herzog sagte sie ihr, und bat sie, ruhig zu liegen. Aber warum? fragte sie ahnend: ich befinde mich wohl. Der Herzog bat sie, nicht zu reden, und sich zu beruhigen. Leonore wurde unruhig, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie betrachtete Ihren Gemahl, und sah auf seinem Gesichte die Zeichen der heftigsten Unruhe.

Gegen drei Uhr forderte er ihre Hand. Leonore gab sie ihm zitternd. Der Herzog fühlte ihren Puls, sprang auf, und schrie mit entsezlicher Stimme: Gott im Himmel! sie stirbt! geschwind! flieg nach Neapel, hole einen Arzt! und der alten gab er den Auftrag, den Kaplan aus dem Dorfe zu rufen. Sie stirbt! sie stirbt! schrie er: eilt! eilt! — sie flohen davon.

Leonore zitterte. Ihre erste Bewegung war, sich aufzurichten und zu fliehen, aber sie sank kraftlos, auf ihr Bette zurük; ihr Herz klopfte so schnell, daß es ihr die Sprache benahm. Sie wurde kalt, und starr. Der Herzog trat jezt an Leonorens Bette, eine Tasse in der Hand. Hier trinken Sie! sprach er mit erstikter Stimme. Ein kalter Schweiß drang über Leonorens Gesicht: sie

glaubte nun ihren Tod gewiß; sie hielt es für Gift, was der Herzog ihr bot. Trinken Sie! sagte er noch einmal.

Gott, was ist das? sagte Leonore schaudernd, und betrachtete die Tasse.

Lassen Sie mir doch Zeit, mich mit Gott zu versöhnen! — O Gott! rief sie jezt mit gefalteten Händen: vergib mir, vergib meinem Mörder! tröste meine Eltern, und schüze meine Tochter! Nach diesem Gebet fühlte sie sich stark genug, das Opfer zu vollenden. Sie warf einen Blik auf den Herzog; er war blaß, verwirrt; er zitterte, er stotterte einige Worte, und nun richtete er Leonoren mit der einen Hand auf, mit der andern hielt er die Tasse an ihre Lippen, und Leonore trank ohne Widerstand den Saft rein aus. Gottlob! sagte sie sanft: ich vergebe Ihnen meinen Tod! sie legte sich auf ihr Kissen, faltete die Hände, und betete leise. Einige Minuten nachher schlossen sich ihre Augen, eine blasse Farbe schlich sich über ihre Wangen, immer bleicher und bleicher, die Lippen wurden sanft-blau, der Umlauf des Bluts stand, der Athem verlor sich, und sie lag da, wie eine schöne Bildsäule von weissen Marmor.

Nach einer halben Stunde stürzten der Kammerdiener und die alte Frau wieder ins Zimmer. Der Herzog flog ihnen mit dem lauten Geschrei entgegen: sie ist todt! sie ist todt! das Haus kam

in Bewegung; Leonorens Weiber, alle Domestiken stürzten herzu. Sie fanden den Herzog am Bette Leonorens knien. Das Zimmer war durch die vorgezogenen Vorhänge finster, die Vorhänge um Leonorens Bette waren zugezogen.

O Gott! sie ist todt! ich Unglüklicher! rief der Herzog in dem Tone der Verzweiflung: o sehet da, die schöne Blume meiner Liebe! sie ist verwelkt, und ich werde ihr folgen! Er hob den Vorhang des Bettes auf, und Leonore lag da bleich, und ohne Bewegung. Ein lautes Geschrei erhob sich.

Der Herzog trieb alle in seiner Wuth in die nächsten Zimmer. Macht mich nicht rasend! rief er zornig: Hört! ich hasse alle Menschen! Der Kaplan kam, er bedauerte den Herzog, betete, und auf die Bitte des Herzogs blieb er den Abend bei ihm. Um Mitternacht sandte er alle Menschen weg zu schlafen. Geht, sprach er weinend: ich will allein bei ihr bleiben! ihr stört mich in meinem Schmerz, und in meinem Gebet. Der Kaplan, und zwei Wächter blieben in einem Vorzimmer, drei Zimmer von dem entfernt, wo Leonore lag. Der Herzog verschloß das erste Zimmer. Man gieng gern, weil alles ermüdet war, und sehr bald lag das ganze Haus in tiefem Schlafe.

Um zwei Uhr Morgens erwachte Leonore aus ihrer Betäubung: es war ein Schlaftrunk gewesen, was sie getrunken hatte. Sie öfnete ihre

Augen, sie sah um sich her; sie erblikte den Herzog, der an ihrem Bette stand, und zitterte. Sie sammelte sich endlich: der Herzog gab ihr einige Tropfen, welche ihre Lebensgeister erwekten. Endlich erholte sie sich völlig: also lebe ich noch! rief sie. Ja, Sie leben! antwortete der Herzog kalt. Sie schob den Vorhang zurük, sie sah im Zimmer umher, sah nur den Herzog und erschrak. Warum bin ich allein? — Das sollen Sie hören! jezt stehen Sie auf.

Er reichte ihr Kleidung, er half sie anziehen, und nun trug er sie in einen Lehnstuhl. Jezt, Leonore sollen Sie alles wissen! fieng er an: es war ein Schlaftrunk, den Sie gestern nahmen.

Wozu aber?

Hören Sie! Sie haben mich entehrt; ich bot Ihnen Verzeihung an: Sie schlugen sie aus. Mein Zorn konnte Ihnen den Namen Ihres niederträchtigen Verführers nicht entreissen; Sie lieben ihn also noch. Ja, Weib, jezt hasse ich dich, ich verachte dich! Du wolltest sterben, weil dir der Tod lieb ist, weil er dich von mir befreit. Aber leben sollst Du, getrennt von allem, was Dir lieb ist.

Gott! meine arme Eltern!

Morgen erhalten sie die falsche Nachricht von deinem Tode; sieh, du Schlange! das ganze Schloß hält dich für todt: alle meine Leute haben dich todt gesehen.

Leonore zitterte heftig und immer heftiger. Sie hatte nicht einmal die Kraft ihre Hände gegen den Grausamen zu erheben.

Hören sie weiter, fuhr er fort; ich habe hier am Schlosse ein weites Souterain, das Niemand kennt, wohin nie ein Strahl der Sonne gedrungen ist. —

Gott! ich bin verloren!

Nein! Ihr Schiksal stehet noch in Ihrer Hand. Sehen Sie, in einem Augenblike sind alle unsere Leute wach. Ich erkläre Ihnen, daß eine Ohnmacht den Irrthum Ihres Todes veranlaßte; der Brief an Ihre Eltern ist noch nicht abgegangen; Sie erscheinen wieder in der Welt, ich vergebe Ihnen. —

O Gott! Gott!

Ich fordere nur ein Wort von Ihnen, nur ein Wort. Ich muß, ich will ein Opfer haben: nennen Sie mir den Verführer, und Sie sind frei, sind wieder Mutter, wieder Tochter, wieder Gemahlin. Wählen Sie!

O Gott! sieh, sieh diesen Grausamen! ich soll einen Unschuldigen seiner Mordsucht überliefern! Nein! nein!

Besinnen Sie sich Leonore! sagte der Herzog, und warf einen wüthenden Blik auf Leonoren; noch ein Nein, und Sie sind für diese Welt verloren. Besinnen Sie sich! Ihre Eltern werden

vor Kummer sterben! Sie selbst werden leben, ohne Ihre Tochter, ohne je einen Menschen wiederzusehen! Besinnen Sie sich, sage ich Ihnen! Ist dieser Augenblik vorüber, so ist keine Hofnung mehr! ich könnte dann Ihr Schiksal nicht ändern, selbst wenn ich wollte.

Hier sprang Leonore auf; sie sank auf ihre Kniee, sie betete, sie sprach verwirrt: dann gerieth sie in ein tiefes Nachsinnen. Sie dachte an Belluti. Nein! rief sie: nein, ich kann die Unschuld nicht verrathen!

Nicht? rief der Herzog wüthend: noch einmal, werden Sie ihn nennen?

Nein! niemals!

Ungeheuer? die Stunde der Rache ist gekommen! Er wollte ihre Hand ergreifen, sie floh in die andere Eke des Zimmers; hier umklammerte sie mit beiden Händen die Säule des Bettes. Ihre Haube fiel bei dieser Bewegung ab, und ihre Haare rollten auf ihre Schultern. Der Herzog betrachtete sie einen Augenblik schweigend. Er riß sie von der Säule, und trug sie vor einen Spiegel. Du Unglükliche! betrachte noch zum leztenmale diese Schönheit, die ein ewiges Dunkel bald verbergen wird, betrachte dich selbst! sei nicht grausamer gegen dich, als ich es bin. Habe Mitleiden mit dir selbst! Nenne deinen Verführer! Nenne ihn! nenne ihn.

Nein! nein! ich kann nicht! und sie sank betäubt in seine Arme. Der Herzog trug sie durch drei Zimmer, eine kleine heimliche Treppen hinab, auf einen Hof. Die frische Morgenluft gab hier Leonoren ihre Besinnung wieder. Er öfnete eine Thür, und nun trug er das arme schwache Weib in den Garten. Der Morgen fieng an seinen ersten Strahl am Himmel zu verbreiten. Das ist der lezte Morgen, der dir leuchtet! rief er bitter.

O Gott! Gott! Hülfe! schrie Leonore.

Jezt waren sie nahe an einem alten Felsen. Der Herzog stieß einen Schlüssel hinter einen grossen Stein, und auf einmal öffnete sich eine Fallthüre. Leonore schauderte zurük. Dieser Augenblik, rief der Herzog, ist dir noch zur Rettung übrig. Nenn deinen schändlichen Liebhaber. Sein Blut soll mich versöhnen. Leonore warf einen Blik an den Himmel; die funkelnden Sterne, der schöne Anblik des prächtigen Gewölbes gaben ihr den Muth eines Märtyrers. Sie sprach fest: ich bin dein Opfer!

Der Herzog zog sie bei diesen Worten in die Thür, eine Treppe hinab. Leonore sah noch einmal zurük in das Licht, das sie verlassen sollte; dann sank sie nach einigen heftigen Bewegungen, die sie machte, um sich los zu reissen auf seiner Schulter in Ohnmacht.

Endlich kam Leonore wieder zu sich. Alles war rings umher finster und still. Sie lag auf einem Lager von Stroh. Sie schrie von Schreken laut auf, und der Wiederhall in der Höhle beantwortete allein ihre Klage, verdoppelte ihre Angst, und den Schreken, unter dem sie beinahe erlag. O Gott! sagte sie leise und unter einer Thränenfluth: so soll dieß die einzige Stimme seyn, die ich höre! Jezt hörte sie ein Geräusch! es war der Herzog! der ihr Gefängniß öfnete. Er erschien, eine Laterne in der Hand: er sezte einen Krug mit Wasser, und ein Brod bei Leonoren nieder. Hier ist deine Nahrung, sagte er kalt, künftig holst du sie dort aus dem Thurme gegen dir über. Ich werde sie in den Thurm hinablassen; denn ich bin jezt zum leztenmale hier in deinem fürchterlichen Aufenthalte.

Leonore sah jezt um sich her: sie erblikte eine ungeheure Höhle, deren Gewölbe nicht ganz von dem schwachen Lichte, das der Herzog hatte, erleuchtet wurde. Der Theil der Höhle, wo Leonore war, hatte einen Teppich von Stroh, um sie gegen Nässe und Kälte zu schüzen. Jezt wandte sich Leonore gegen ihren Kerkermeister, sie betrachtete ihn mit einer kalten und bittern Verachtung.

Was betrachtest du mich? fragte er.

Leonorens verhaltener Zorn brach jezt aus. Sie verwünschte ihn, sie warf ihm mit allen

Zeichen der tiefsten Verachtung seine Grausamkeit vor, und sie schloß mit den Worten: geh du heilloser Barbar! geh! ich bin hier in meinem Grabe glüklicher, als mit dir im Paradiese!

Er gieng mit einer verbissenen Wuth, und seitdem erschien er nicht wieder in der Höhle selbst. Wenn er das Brod und das Wasser brachte, so pochte er an den Thurm, bis Leonore antwortete: dann gieng er, ohne ein Wort zu sagen.

Indeß bereuete Leonore sehr bald seinen Haß durch ihre Vorwürfe noch vermehrt zu haben. Er war der Vater ihrer Tochter; ihr geliebtes Kind war in seinen Händen; dann war auch noch nicht jeder Strahl von Hofnung in ihrem Herzen erloschen. Je mehr sie ihr Schiksal überdachte, um desto wahrscheinlicher schien es ihr, daß er sie nur eine Zeitlang hier gefangen halten würde; sie überredete sich, daß er ein anderes Mittel gefunden haben würde, ihre Abwesenheit zu entschuldigen, als die Nachricht ihres Todes. Jemehr sie darüber nachdachte, destoweniger konnte sie glauben, daß er sich die Nothwendigkeit auflegen würde, sein eigener Sklave zu seyn, nie das Schloß zu verlassen, und ihr alle zwei Tage Lebensmittel zu bringen. Und einen Vertrauten seines Geheimnisses durfte er nicht haben.

Ach das arme Weib wußte nicht, daß der Haß eines boshaften Herzens seiner Rache schwerere Opfer bringen kann, als die zärtlichste Liebe der reizendsten Geliebten. So oft er also in dem Thurm pochte, so oft redete Leonore ihn an, voll von der Hofnung ihrer Befreiung, bat ihn um Mitleiden, und versicherte ihm ihre Unschuld.

Endlich aber verlor die Unglükliche ihre Hofnung ganz und gar. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele; sie murrte gegen die Vorsehung, sie beschuldigte Gott der Grausamkeit. Da saß sie auf ihrem Strohlager, von der finstersten Nacht umgeben, ein Raub ihres Elendes, voll Verlangen nach ihrem Tode. Er kam nicht. Sie beschloß zu sterben. Zwei Tage hindurch nahm sie keine Nahrung. Der Herzog pochte, und Leonore antwortete nicht. Endlich trat er in die Höhle hinein, die Laterne in der Hand. Leonore betrachtete das Licht mit Entzüken; ja sie sah ihn selbst mit einer heimlichen Freude: es war die Gestalt eines Menschen.

Er fragte sie nach ihrem Befinden; die Stimme erregte in ihrem Herzen eine süsse Freude; allein sie antwortete nicht. Er bot ihr an, ihr ihre Gefangenschaft zu versüßen, ihr Licht, Bücher und bessere Nahrungsmittel zu geben, wenn sie ihm den Namen ihres Geliebten sagen wollte. Sie betrachtete ihn mit dem Blike der tiefsten Verachtung. Jezt, Elender! sagte sie: jezt hast du alle Banden zwischen mir und dir zerrissen!

Jezt bin ich frei: jezt überlasse ich mich frei einer Liebe, die noch jezt mein Glük macht, und einem Hasse gegen dich. Der Jüngling, dessen Namen du wissen willst, um ihn zu morden, ist jezt mein angebeteter Geliebter; mein lezter Seufzer wird ihm noch meine Liebe versichern. Meinst du, ich werde dir ihn nennen? —

Gut! so stirb, wie du gelebt hast, Ehebrecherin! und fahr zur Hölle!

Ehebrecherin? bin ich dennoch dein Weib? — Sieh; ich bin der Raub meiner Verzweiflung! ich will sterben. Ich muß sterben! Jezt hob sie sich von ihrem Lager empor, und stand vor ihm; sie hob beide Arme in die Höhe. Gott! Gott! Richter der Welt! du siehst mich, du hörst allein meine klagende Stimme; du weißt, daß ich verzweifeln muß. Hier steht der Bösewicht, der mich ermordet, heb deinen Arm auf und zerschmettere den Unmenschen, der mich zum Selbstmorde zwingt! Zittre! zittre Barbar! Gott hat mir vergeben, und sein Gericht trift dich!

Bei diesen Worten bebte der Herzog; er ward bleich; er heftete Blike voll Unruhe auf Leonoren. Leonore! sagte er: Sie selbst sind Schuld an ihrem Unglük. Hundertmal habe ich Ihnen Verzeihung angeboten. Sie selbst haben Sie ausgeschlagen! Wenn Sie gewollt hätten, so wären Sie noch jezt in meinem Pallaste, wären bei ihrer Tochter —

Gott! meine Tochter! lebt sie noch?

Sie ist bei Ihrer Mutter.

O, ist das wahr? ist sie bei meiner Mutter?

Der Herzog sah, daß diese Vorstellung Leonoren beruhigte: er zog aus seiner Tasche einen Brief, und gab ihn ihr, und Leonore las mit nassen Augen.

Meiner Leonore Tochter ist gestern Abend bei mir angekommen! ach, wie soll ich Ihnen meine Empfindungen zeichnen, die mein Herz durchbohrten, wie ich sie in meine Arme nahm! Dank Ihnen, lieber Sohn, für dieß theure Geschenk. Sie ist das Band, das mich ans Leben knüpft, aber mich nicht für den Tod meiner Leonore tröstet. O Gott! wie viele traurige Empfindungen wekt der neue Titel Mutter, den die Kleine mir giebt! — Bald werde ich kommen, und mit Ihnen auf dem Grabe meiner verlorenen Leonore weinen, und sterben. Nein, eine Mutter kann das Grab ihrer Tochter nicht sehen, ohne zu sterben. Das ist mein Trost! — Doch ich soll leben! Nein! ich will leben: Die Religion befiehlt es mir, die Natur macht mir das Leben zur heiligen Pflicht. Ich will für das Kind meiner Leonore leben. Ich will allein für den theuren Ueberrest meiner Leonore daseyn; daseyn, Ihnen die Liebe und den Schmerz zu danken, der sie an das Grab ihrer und meiner Leonore fesselt. Leben Sie wohl, ich werde bald den Kummer theilen, den der Tod

Leonorens über uns alle gehäuft hat, am meisten aber über ihre unglükliche Mutter.

Kaum hatte Leonore den Brief gelesen, so sank sie auf ihre Knie. O Gott! rief sie weinend: so bin ich auch dein hier in diesem schreklichen Gefängnisse? O vergieb, vergieb, daß ich murrte! hier gelobe ich dir ungeduldig, meine Leiden zu tragen. Sie der Trost meiner Mutter, und der Vater meines Kindes.

Nach diesen Worten sank sie auf das Stroh: die heftige Bewegung hatte sie angegriffen, der zweitägige Hunger hatte sie geschwächt. Der Herzog nuzte diesen Augenblik. Er bot ihr Nahrungsmittel an. Leonore aß. Der Herzog verließ sie, und sie sah ihn nachher nicht wieder.

Der Gedanke, daß ihre Geduld, ihre Ergebung in ihr Schiksal den göttlichen Segen auf ihre Mutter und Tochter herabziehen würden, und dem Leonore eifrig nachhieng, belebten sie jezt aufs neue, und stärkte ihren Muth. Sie fieng an, ernsthaft über ihr Schiksal nachzudenken; sie hatte selbst den Muth, sich schuldig zu fühlen; sie sah ein, daß sie ihren Gemahl beleidiget hatte. Sie hielt die Strafe für grausam; allein nicht ganz für unverdient. Diese Betrachtungen brachten bei ihr eine bittere Reue über ihre Untreue hervor; allein diese Reue hatte auch etwas süsses; sie fand eine Wollust in den Thränen, die sie über ihr Unglük vergaß. Diese reuige

und tugendhafte Empfindung tröstete sie über ihre Fehler, und versöhnte sie mit sich selbst. Ja sie that noch mehr: sie gab ihr die Hofnung, daß der Himmel versöhnt sei, und daß der Himmel der sich erhebenden Tugend endlich helfen müsse.

Diese Idee verdrängte alle andere; sie glaubte den Zeitpunkt der göttlichen Hilfe durch Gebet, durch fromme Gedanken zu beschleunigen. Die Liebe gegen Belluti verlor immer mehr von ihrer Stärke; sie dachte noch wohl an Belluti, allein mehr zum Zeitvertreibe, als aus Drang der Empfindung. Nach und nach wurde sie ihres Schiksals gewohnt. Selbst die Exaltation ihrer religiösen Ideen ließ nach. Sie schuf sich sogar Beschäftigung. Ihr Gefängniß war geräumig. Sie gieng einen grossen Theil des Tages darin auf und nieder; sie machte Hymnen an Gott, Lieder an ihre Tochter, an ihr Gefängniß, auf ihren Zustand; sie erfand Melodien dazu, und sang sie laut ab; und das Echo aus der hintern Grotte, das die lezte Sylbe wiederholte, war ihre theuerste Freundin. Sie konnte sich im Dunkeln ganz genau aus einer Höhle in die andere finden, das Gehör ersezte ihr Gesicht. Ein Schall, so oder so oder von den Felsen gebrochen, sagte ihr genau, wo sie war. Ihr Schlaf war eine neue Wohlthat für die Unglükliche: schöne Träume zauberten sie auf die Oberwelt zurük; sie war bei ihren Eltern, bei ihrer Tochter, und wenn sie

erwachte, so sezte ihre exaltirte Phantasie diese Träume fort. Sie bebte in herrlichen Gärten, unter Bäumen, sie sah die Sonne, den Himmel. Der Schlaf gab ihr, was sie verloren hatte, zurük. Der Tod, den sie anfangs tausendmal sich gewünscht hatte, wurde ihr nach und nach gleichgültig, und endlich wie allen Menschen schreklich.

Zuweilen brachte ihr der Herzog auf vier Tage Lebensmittel. Denn wußte sie, daß er eine kleine Reise machte. War ihr Vorrath verzehrt, und der Herzog zögerte zu kommen, so wurde sie unruhig. Der Tod ihres Tyrannen war auch ihr Tod, und sie that brünstige Wünsche für sein Leben. Auch der Haß gegen ihn fieng an, von seiner Heftigkeit zu verlieren. Anfangs hörte sie nie, ihn sich nähern, ohne nicht die Empfindung eines heftigen Schrekens zu haben: Diese Empfindung verlor sich, zulezt wünschte sie, daß er kommen möchte: er unterbrach doch das fürchterliche Stillschweigen in der Höhle; er ließ doch Geräusch von sich hören; kurz seine Ankunft zerstreute sie. Er war ihr zulezt nothwendig geworden, ob er ihr gleich nie antwortete, so viel sie ihn auch bat zu reden.

Die Ungewißheit über das Schiksal ihrer Eltern und ihrer Tochter, war die einzige Qual, die sie hatte. Sie bat den Grausamen flehentlich, ihr Nachricht zu geben, und wenn er nicht reden

wollte, doch wenigstens nur ein Geräusch zu machen, wenn ihre Tochter noch lebte. Er machte ein Geräusch mit den Schlüsseln, und Leonore war zufrieden. Sie horchte jedesmal, wenn er gieng, auf seine Tritte, und freute sich kindisch, wenn er hart auftrat.

Ueberall war ihr das Geräusch, das ein anderer als sie machte, unglaublich angenehm. Wenn es stark donnerte, so hüpfte sie vor Freude: ihr Entzüken war unbeschreiblich groß, sie glaubte sich weniger allein. Sie horchte auf jedem neuen Schlag; und hörte es gänzlich auf zu donnern, so versank sie in die tiefste Traurigkeit, und zerfloß in Thränen.

Immer lebendiger wurde die Hofnung endlich befreit zu werden; es wurde ihr zulezt so gewiß, daß ihr diese Gewißheit und die Erwartung derselben zu einer neuen Qual wurde. Sie gelobte Gott, nach ihrer Befreiung in der Einsamkeit ihm und der Erziehung ihrer Tochter zu leben, und dann ihr Leben in der tiefsten Einsamkeit zu beschließen, sobald ihre Tochter erwachsen sei.

Der Herzog merkte sie, mußte jezt sein Schloß gar nicht mehr verlassen! denn er brachte ihr regelmäßig ihre Nahrung. Eines Tages war ihr Vorrath meist aufgezehrt, und der Herzog erschien nicht. Sie wartete auf ihn mit Ungeduld, und verzehrte nun ihren kleinen Vorrath. Sie schlief

ruhig; sie erwachte, und der Hunger erinnerte sie mächtig an den Herzog. Sie lag an dem Thurme und horchte; der Herzog kam nicht. Die Angst sowohl, als der Hunger beraubten sie des Schlafes, und noch ein Tag gieng hin, ohne daß sie jemanden hörte. Ihre Kräfte waren erschöpft: sie weinte; sie rang die Hände: sie rief des Herzogs Namen. Er kam nicht. Sie betete für ihre Tochter, für ihre Mutter, allein noch heisser um Rettung. Endlich sank sie ganz ohne Kraft auf ihr Lager; ein sanfter Schlaf voll hoher, entzükender Träume bedekte ihr Auge; sie sah um ihr Lager Engel und Heilige stehen. Auf einmal glaubte sie klopfen gehört zu haben; sie fuhr aus ihrem Schlummer auf. Sie horchte mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Es klopft noch einmal. — Sie zittert vor Freude! Sie will rufen, und ist zu schwach dazu. Jezt eine Stimme, und nicht die Stimme des Herzogs; eine neue, eine fremde Stimme! O Entzüken, ohne Worte! O Freude des Himmels! o Stimme eines Engels! es ist nicht des Herzogs Stimme! ausser sich, in Entzüken verloren, faltet sie die Hände. Gott! seufzet sie: die Stimme wird still. Sie will schreien, und kann nicht; sie will sich aufraffen, und sinkt wieder taumelnd auf ihr Lager.

In diesem Augenblik öffnet sich die Thüre des Thurms. Leonore sieht Licht; sie will sehen, ihre Augen verschließen sich, sie kann den

schwachen Schein einer Lampe nicht ertragen. Man nähert sich. Gott! Gott! ruft Leonore mit aller Stärke, deren sie fähig ist. Sie öfnet ihre Augen aufs neue, und schüzt sie mit der Hand gegen das Licht. Ein Mann kniet neben ihr, legt seine Hand unter ihren Kopf, und hebt sie in die Höh; mit der andern bietet er ihr Nahrung. Sie stillt das herrschende Bedürfniß der Natur, sie verschlingt die Nahrung, die man ihr giebt.

Und wer bist du, Unglükliche? frägt die Stimme. Wer ich bin? antwortete Leonore seufzend: ach die Unglüklichste aller Menschen. Sprich, bist du hier mich zu retten, oder bist du der Gesell der Grausamkeit meines barbarischen Gemahls? —

Gemahls? antwortete der Mann, und zitterte. Um Gotteswillen — wer — wer sind Sie?

Leonore, die Tochter del Montis, des Herzogs di Kastro. —

O um Gotteswillen! wer? frägt der Mann, und sinkt an Leonorens Seite zitternd hin. Er ergreift die Lampe, leuchtet Leonoren ins Gesicht, und fährt starr zurük. Jezt sah Leonore des Mannes Gesicht. Es war bleich, seine Augen starr, seine Brust von einem erstikenden Seufzer hochgehoben.

Leonore? ruft er endlich, und betrachtete sie aufs neue. Er stammlet Worte ohne Sinn, er

segnet das Schiksal, und verwünscht es; er ist ausser sich; in seinen Augen mahlt sich Freude und Verzweiflung eine um die andere. O Leonore! ruft er wieder: meine Leonore! und Leonore erkennt endlich die Stimme. Belluti! Belluti! ruft sie, und sinkt in seine Arme ohne Kraft, und ohne Sinne; allein nur einen Augenblik. Sie erhält ihre Sinne wieder. Sie reden beide auf einmal ohne sich zu verstehen, ohne sich zu antworten.

Endlich frägt Leonore: lebt der Herzog?

Der Herzog; sagt Belluti; und hebt sich wüthend auf: o! der barbarischste aller Menschen! o abscheulich entsezliches Ungeheuer! O Gott! erfinde mir eine Strafe für diesen unbarmherzigen Tiger der Hölle! Kommen Sie, Leonore! Er half ihr bei diesen Worten vom Lager auf: kommen Sie, Sie sind frei! Ihr Anblik soll den sterbenden Teufel noch martern, ehe ihn diese Hände zur Hölle hinab senden.

O Gott! nicht zu ihm! nein bringen Sie mich — nein Belluti, o ich bin sehr unglüklich! Er lebt noch? o sagen Sie mir! leben meine Eltern, meine Tochter noch? Sie leben! antwortete Belluti. Dahin bringen Sie mich! bringen Sie mich nicht zum Herzog! ich beschwöre Sie, verschweigen Sie ihm, daß sie mein Schiksal wissen. O sagen Sie mir, wie sind Sie hieher gerathen. O Gott! sei gelobt.

Der erste Sturm der Leidenschaft war vorüber, und Belluti hatte nun wieder Ruhe genug, zu erzählen. Er sezte Leonoren auf ihr Lager, und sich an Ihrer Seite, und nun fieng er an. Ich lebte in Piemont mit meinem Kummer und meinem Herzen allein. Nach einem Jahre hörte ich die Nachricht Ihres Todes, Leonore, ich gerieth in eine Stimmung der Seele, die unbeschreiblich ist. Ich wollte noch einmal Ihr Grab sehen. Ich kam hier an, und fand den Teufel hier untröstlich über Ihren Tod. Ach, dieser Kummer schwächte den Haß, den ich gegen ihn hatte! ich fieng an ihn zu lieben, und ich brachte gewiß einige Monate jedes Jahr hier an Ihrem Grabe zu. Ich liebte die Gesellschaft dieses Ungeheuers, denn er sprach nur von Ihnen. Seit einem Jahr verließ er das Schloß gar nicht mehr; er bat mich in seinen lezten Augenbliken bei ihm zu bleiben. Eine langsame Krankheit schien ihn langsam aufzureiben. Ich kam zu ihm. Oft schien er mir, etwas entdeken zu wollen; allein immer schwieg er. Endlich wurde er so schwach, daß er sich niederlegen mußte. Seine Unruhe nahm zu. Nachdem er drei Tage gelegen hatte, so ließ er mich durch seinen Kammerdiener rufen. Zugleich erzählte mir dieser, daß er diese und die vorige Nacht versucht hätte, allein aufzustehen. Er hatte sie geschellt, und sie hätten ihn halb angekleidet und ausser Bette getroffen. Ich gieng zu ihm. Er ließ den Arzt und die

Bedienten hinausgehen. Nun ergriff er meine Hand, und sagte mir, daß er mir ein Geheimniß entdeken müsse. Ich habe, sagte er: in einem heimlichen Souterain ein Frauenzimmer sizen, die den Tod durch abscheuliche Verbrechen verdient hat. Sie hat seit drei Tagen keine Lebensmittel. Bringen Sie ihr welche, klopfen Sie an den Thurm, und sie wird Ihnen antworten. Hören Sie sie aber nicht an, die Einsamkeit hat sie ihres Verstandes beraubt. Kommen Sie sogleich wieder. Sie sollen ihre Geschichte, und ihren Namen wissen. Er gab mir die Schlüssel, der Unmensch lehrte mich alle Mittel kennen, die Thüre zu finden. Ich gieng. O Gott! Gott sei Dank! und fand hier diese Unschuld, nun schon neun Jahre das Opfer der tiefsten und teufelischsten Bosheit.

Wie der Marchese geendiget hatte, so beschwor er Leonoren, nun ihr Gefängniß zu verlassen; allein wohin? sie waren noch immer in des Herzogs Gewalt. Leonore beschloß noch einige Stunden hier zuzubringen, bis Belluti Anstalt getroffen hätte, sie mit Sicherheit in die Arme ihrer Eltern führen zu können. Er öfnete also alle Thüren des Kerkers bis auf die lezte, er ließ ihr Licht, und versprach ihr, bald zurük zu kommen.

Wie sich Leonore wieder allein sah, so fühlte sie eben die Angst, die sie fühlte, wie der Herzog sie zum erstenmale hier allein ließ. Indeß sie

hatte Licht. Sie nahm es, und gieng durch die erste Thüre, die sonst verschlossen war. Sie war fröhlich; wie ein Kind, daß sie nicht mehr in ihrem alten Gefängnisse war. Sie durchflog auch diesen Keller, öfnete die Thüre, und nun befand sie sich am Fusse der Treppe, die sie bis vor die lezte Thüre führte. Eilig stieg sie die Stuffen hinauf, als ob sie vor jemanden flöhe, und oben auf der lezten Stufe athmete sie frei. Hier sezte sie sich nieder, und lauschte durch die Spalten; es war Nacht. Eine fürchterliche Angst ergriff sie aufs neue, sie klammerte sich gegen die Thüre. Nach und nach verlor sich auch diese Angst. Sie hörte ein leichtes Geräusch. Sie legte ihr Ohr an die Thüre, und horchte, und hörte die Stimmen der erwachenden Vögel. Wer war jezt glüklicher als Leonore! Ihr Entzüken entlokte ihr die wollüstigsten Thränen. Das Geräusch vermehrte sich, und sie hielt den Athem an, um besser hören zu können; alle andere Gedanken hatten sich verloren. Jezt hörte sie Hunde bellen, und Menschen reden, und hin und wieder gehen. Sie klatschte in die Hände. Ein einziger Strahl des Tages stahl sich durch eine Felsspalte an die Thüre. Sie bükte sich in die unbequemste Stellung, um diesen Strahl aufzufangen. Auf einmal hörte sie Stimmen, laute, schreiende, lermende Stimmen, wo ist sie? wo ist sie? Sie hörte Belluti reden. Sie schrie, sie schluchzte: hier bin ich; sie drängte sich gegen die

Thüre: Macht auf! die Thüre flog auf, und sie sank in ein verblendetes Meer von Licht und in Bellutis Arme.

Ihr Tyrann ist todt! rief Belluti, und es erhob sich ein lautes Geschrei: das ist sie! die Herzogin! Sie lebet! Leonore bedekte ihre Augen mit beiden Händen, sie schoß nur einzelne Blike durch die Finger auf die Gegenstände umher. Sie hörte nichts, sie unterschied nichts, sie lebte nur in ihren Augen. Der Anblik des Himmels, der Bäume, der Farben, des Lichts machte den erhabensten Eindruk auf sie. Belluti führte, oder trug sie vielmehr in das Schloß, in ein verdunkeltes Zimmer, das dennoch ihr blizhelle schien. Nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an das Licht, und jezt fiengen mehrere Gegenstände an, ihr interessant zu werden. Sie that tausend Fragen auf einmal, und freute sich, wenn zehn Stimmen auf einmal antworteten. Sie liebkoste jeden, den sie sah: sie hatte ihre Freude daran, jemanden die Hand zu geben, sie konnte sich nicht enthalten, einem jungen Mädchen, das man ihr zur Kammerfrau gegeben hatte, die Wangen zu streicheln, sie zu umarmen. Diese Bewegungen der Liebe des Wohlwollens thaten ihr wohl. Sie fragte mit Ungestümm nach tausend Dingen, und hörte selbst nicht auf zu reden, und doch fehlten ihr hin und wieder Worte, die sie vergessen hatte.

Daß sie nur neun Jahre gefangen gewesen war, wollte sie auch den allerheiligsten Versicherungen nicht glauben. Sie meinte, daß es lange, sehr viel länger gewesen seyn müßte. Man führte sie vor einen Spiegel. Sie betrachtete sich, sie erschrak, denn sie kannte sich nicht; allein sie glaubte doch nun, daß es wohl nicht länger gewesen seyn könnte.

Die Leute aus dem ganzen Schlosse waren Anfangs in ihrem Zimmer gewesen, um ihre unglükliche Gebieterin zu sehen. Nachdem die ersten leidenschaftlichen Ergüssungen vorüber waren, hieß Belluti sie das Zimmer verlassen. Wie das Zimmer meist leer war, merkte es Leonore; sie stand mit einer grossen Unruhe auf, sah ängstlich hin und wieder, und verlangte endlich die Menschen wieder. Sie mußten kommen, und sich wenigstens in den benachbarten Zimmern aufhalten, damit sie das Geräusch der Redenden hörte. Eine aus Versehen zugemachte Thüre machte sie unruhig; sie sprang auf, und eröfnete sie.

Sie gieng auch in den Garten: und hier fieng sie laut an zu weinen. Sie flog in Bellutis Arme, sie umarmte ihre Mädchen, sie schrie den andern zu; denn alles mußte mit in den Garten, damit sie Menschen sah. Sie warf ihre Blike mit einem stralenden Entzüken rings um sich her, und wie sie von einer Höhe die Sonne untergehen sah, so hob sich ihre Brust, so füll-

ten sich ihre Augen mit Thränen. O Gott! rief sie: der Grausame! das habe ich neun Jahre nicht sehen dürfen! —

Wie der Abend kam, so wurde sie sichtlich unruhiger. Belluti ließ eine grosse Menge Licht anzünden, und ließ alle nahen Zimmer erleuchten. Haben Sie Mitleiden mit mir! sagte sie wehmüthig: ich bin ein Kind! aber lassen Sie die Erleichtung die ganze Nacht durch. Sie behielt die Nacht so viel Frauenzimmer bei sich, als da waren. Sie sprach bis tief in die Nacht, bis endlich ein fester Schlaf sie überfiel, und die Ermattete stärkte.

Den andern Tag brachte sie eben so zu; unter lauten Reden, Bewundern und Erstaunen über alle Gegenstände, die ihr neu waren. Gegen Abend kamen ihre Eltern. Sie hörte ihre Mutter auf dem Hofe schreien: mein Kind! meine Leonore! Sie erblaßte, und in dem Augenblik stieg eine glühende Röthe in ihr Gesicht; sie sprang auf, und sank ihren Frauen wieder in den Arm. Die Thüre flog auf, ihre Mutter stürzte hinein, Leonore in ihre Arme.

O wer beschreibt die Entzükungen, die Mutter und Tochter fühlten, wie sie wieder zu sich selbst gekommen waren? Leonore lag auf dem Busen ihrer Mutter, ihres Vaters Thränen benezten ihre Stirn, und — o Entzüken ohne Worte! — ihre Tochter, ein zehnjähriges schönes

Mädchen, ruhete mit ihren Lippen auf Leonorens Hand, und seufzte: meine theure Mutter!

Und wo ist der Teufel, rief der Vater wüthend, der mein unschuldiges Kind so mißhandelte?

Leonore ergrif seine Hand und drükte sie an ihre Brust. Vor seinem und meinem Richter! lassen Sie, mein Vater; — hätte ich ihn geliebt, so wär er, — nicht dieser Unmensch gewesen; ach! vielleicht hätte er glüklich gelebt! Lassen Sie uns vergeben: ich bedarf der Vergebung wie er! Diese Bemerkung zwang Leonoren zu Thränen, und störte auf einen Augenblik das allgemeine Entzüken. Nach einigen Stunden reisten sie alle nach Rom ab.

Leonore war in einer Art von fröhlicher Trunkenheit, wie sie wieder in Rom war. Das Geräusch, das Lärmen auf den Gassen betäubte und ergözte sie. Endlich giengen alle ihre Empfindungen in eine stille Zufriedenheit über! sie empfand den Werth der Güter, die ihr wieder gegeben waren. Der erste Mondhelle Abend, den sie im Freien zubrachte, machte einen unglaublich großen Eindruk auf sie; sie gieng nie in einen Garten umher, ohne nicht, mit dem fröhlichsten Wohlbefinden, die Bäume, die Blüthen, die Blumen, das Grün des Boden aufmerksam zu betrachten.

Gleich nach ihrer Ankunft in Rom mußte sie ihre Geschichte erzählen, die man noch nicht wußte. Ihre Eltern, Belluti, und Isabelle waren nur gegenwärtig. Welche Thränen der Liebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Bewunderung wurden nicht bei dieser rührenden Erzählung vergossen.

Isabelle und Belluti warfen sich zu Leonorens Füssen. Gott! rief Isabelle: Ich war Schuld an dieser Unbesonnenheit, und du, arme unschuldige Leonore, wurdest dafür so grausam bestraft. Belluti hat ihre Hand ergriffen, und badete sie mit seinen Thränen. O Großmuth über alle Gränzen! o Engel, Engel des Himmels, mehr als Engel, heilige Tugend! O Leonore! Sie konnten sich retten, wenn Sie mich nannten; und Sie nannten mich nicht? Sie liessen sich hinabstossen in das finstere Grab des Elendes! O Leonore war meine Liebe das werth? und Leonore, wird Ihr Herz —

Leonore unterbrach ihn: ich habe noch mit Ihnen zu reden, Belluti; jezt lassen Sie mich meine Geschichte des Elends endigen! Sie hatte die Geschichte geendigt, und sie bot dem Marchese die Hand, um in den Garten zu gehen. Nach einer Stunde kam Belluti zurük, das Schnupftuch vor den Augen. Großes Weib! Heilige des Himmels! sagte er, und warf sich vor dem Vater Leonorens nieder, küßte seine

Hand, dann die Hand der Mutter, dann schloß er Isabellen in die Arme, und verließ das Zimmer.

Alles war still; Leonore gieng ruhig im Garten auf und nieder. Ein Wagen rollte vor. Belluti stieg ein, er winkte mit der Hand noch; Lebewohl! bedekte seine Augen; und der Wagen flog dahin.

Leonore verließ darauf Rom; sie bezog ein kleines einsames Gütchen, das eine sehr angenehme Lage hatte. Hier wohnte sie mit ihrer Tochter, und bildete sie. Ihre eigene Geschichte, welche sie ihrer Tochter, mit Verschweigung des Namens Belluti, erzählte, gab ihr Stoff genug, ihre Tochter vor jeder Unbesonnenheit zu hüten, und ihr ganzes Vertrauen zu haben. Leonorens Herz schwam in Wonne, wenn sie das reizende Mädchen täglich an Schönheit des Herzens, und des Körpers wachsen sah, und ihr Zustand wurde dadurch eine selige Zufriedenheit; selbst das Andenken ihres Elendes erlosch nach und nach, und sie behielt keine Spuren davon übrig, als einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Dunkelheit und gegen ein vollkommnes Allein seyn. Ihre Tochter war nun vierzehn Jahre alt, und sie bat Belluti, nach Rom zurükkehren.

Belluti kehrte auf den Flügeln der hoffenden Liebe zurük. Leonore bat ihn in ihrer Eltern Hause zu leben; ja, sie trug ihm einen Theil von der Erziehung ihrer Tochter auf. Belluti

fand in dieser Beschäftigung sein ganzes Glük, es war ein Dienst, den er Leonoren leisten konnte. So lebte er ein Jahr in dieser schönen Beschäftigung.

Leonore gieng einen Morgen mit ihrer Tochter allein im Garten auf und nieder. Man sah Mutter und Tochter sehr eifrig reden; jezt warf sich die Tochter an der Mutter Busen; beide weinten, Leonore nahm ihrer Tochter Hand, und führte sie zu ihren Eltern und Belluti zurük.

Sie trat vor Belluti mit nassen Augen, und einem himmlischen Lächeln. Belluti, sprach sie: Sie sind mein Retter vom Tode. Ich bin Ihnen eine Belohnung schuldig! Sie lieben meine Tochter. Hier ist sie! Empfangen Sie aus meinen Händen, das Theuerste, was ich habe. Eben habe ich das Geständniß meiner Julie, daß Sie von ihr geliebt sind.

Belluti sank zu ihren Füssen; er küßte ihre Hand, ohne ein Wort zu sagen. Dann schloß er das liebreizende Mädchen in seine Arme. Ist es möglich? rief er: Juliens Herz ist mein? Julie schlug die Augen mit einer schönen Schamröthe nieder. Der Kontrakt wurde noch den Tag aufgesezt, und Leonore vergaß ganz ihr erlittenes Unglük in den Armen ihrer glüklichen Kinder und Enkel.

II.

Wirkungen selbstsüchtiger Grundsäze.

Rouelle d'Agassau, ein sehr reicher, junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern sehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Grossen und Reichen hielt. Dieser führte ihn zu Paris, wo er mit seinem Zöglinge lebte, früh in die Welt. Der Anblik der Verbrechen aller Art, der Leichtsinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Rouelle. Seine Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, vollendeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Pariser Welt an: „nur für sich und für sein Vergnügen zu leben," und sein feiner Kopf suchte sich dieß als das einzig wahre System des menschlichen Lebens zu erweisen. Rouelle war ein Philosoph auf seine Weise. Das Vergnügen

ist meine Bestimmung, sagte er; Mässigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn. Das war sein System, und er lebte darnach. Die Moral schien ihm eine Grille, die für den Pöbel und für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergiessung des Flusses die Brüke weggerissen hatte. Er gieng, weil das Wirthshaus sehr elend war, auf das wohlgebauete Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das schönste Zimmer des Hauses ein. Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu essen. Er erstaunte, da er neben dem Vater das reizendste Mädchen, das er je gesehen hatte, stehen sahe. Ihr geistvoller Blik, ihr Gespräch am Tische, überzeugten ihn sehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Rest seines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblik des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wün-

schen stehen zu bleiben, sucht' er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hause zu bleiben, den ihm die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, sich mit Susannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte sich gestehen, daß seine gewöhnlichen Neze zu schwach waren, das Herz des Mädchens fest zu halten. Er mußte abreisen, ohne einen Schritt weiter zu seyn, als bei dem ersten Augenblike, da er sie sah. Das Mädchen redete von Tugend, und redete mit so vielem Ernst davon, daß er gezwungen war, diese Tugend für mehr als eine Grimasse zu halten. Er hütete sich, seine Grundsäze zu zeigen. Er kam auf seiner Rükreise wieder. Seine Bescheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und seine Liebenswürdigkeit Susannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen so viele Festigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts mit der feinsten Behutsamkeit machte. Alle seine Pariserkünste reichten bei diesem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und sinnlich, und hier sahe er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wollust kannte. Eine Ahnung, daß solche Grundsäze möglich wären, wie er sie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu sezen. Vergebens. Die schönsten Stunden giengen verloren, die so mühsam angelegten Scenen des Alleinseyns, des Vertrauens, brachten

ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er sich gab, war seine Neigung gegen das Mädchen gewachsen. Er fühlte sich unzerreißlich fest an sie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei solche Menschen," rief er sogar, von sich selbst überrascht, „und mein System ist dahin!" Das geschah nun nicht; allein seine Sinnlichkeit wurde in der That etwas besseres, sie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglüklich, in dem Glauben an Susannens Tugend, mit ihr, sogar hier auf dem Lande, leben, und da überraschte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er sich selbst zu bei dem Gedanken. Allein er kam desto öfter wieder, je mehr die Hofnung sank, Susannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber fast, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantasie zu bestriken und zu entflammen. Er that alles mögliche zu seinem Zweke zu gelangen, und ein Paarmal schon hatte er Susannens Mißtrauen erregt; und das gab zu so ernsten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abscheu gegen die Sinnlichkeit sich so mächtig, so wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen eine Susanne lebte, denken sollte. Sein Herz fieng an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu

widersezen. Seine Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es war kein anderes Mittel glüklich zu werden, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Er fühlte jezt sogar einen geheimen Widerwillen, auf Kosten von Susannens Ruhe selbst glüklich zu werden. Da war doch ein Mensch, dessen Glük er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Susannen seine Hand, und da Susanne mit den Thränen des Entzükens, mit hochklopfender Brust, in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der bessern Menschlichkeit, er fühlte Achtung für sich selbst, und er sagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht ganz Grille!“

Susanne wurde Rouellens Weib. Auf ihr Bitten gieng er mit ihr auf seine Güter. Das Glük der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, der Anblik der Tugenden seiner Frau, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, rissen mächtig an seinem Systeme. Mächtige Zweifel dagegen stiegen in seiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an seine Brust und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens, die Tugend ist keine Grille!“ — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war

gemäßigter. Er war einige Monate in Paris gewesen. Eine reizende Operntänzerin hatte seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurük. Er reißte wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie sonst gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Frau untreu, und er suchte sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte seine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen sie; und diese Achtung wurde ihm eine bittere Last, denn sie machte ihm, in dem Genusse seiner Freude, geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menschen sind sich alle gleich, auch sie, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte sie gerade die Rolle spielen, die sie spielte. Ihr Wunsch war Rang, Titel, Reichthum; meiner ist Vergnügen! — Sein System kam in die alten Rechte wieder, und er zwang sich, die Achtung gegen seine Frau fallen zu lassen, und blieb in Paris. Seine Frau schrieb ihm: er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie sah seine Ausschweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glük der ersten Jahre wieder herzustellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht versagen konnte, machte

ihn noch kälter und bitterer gegen sie. Um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr Grundsäze, die er nicht einmal so böse hatte.

Susanne war unglüklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hause. Man gab ihm einen Brief von seiner Frau. Er las ihn. „Ich verlasse Sie, mein Herr, schrieb sie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweise finden, die Sie gebrauchen können, um unsere Ehe, die Sie so unglüklich machte, auch gesezlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngsten habe ich Ihnen lassen müssen. Sollte er von seiner Krankheit wieder hergestellt werden; so beschwöre ich Sie, bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundsäzen zu bewahren. Es gibt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe, und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu sezen, worin sein Großvater, und ich Unglükliche, so glüklich waren, Dieses Kind soll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es seine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt;

er soll sie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie spotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Sohnes auf den Knieen liegen sehen, hören, wie ich Sie beschwöre, des Herzens dieses Kindes zu schonen, o Sie würden wenigstens des Mutterherzens und meiner Angst nicht spotten. Leben Sie wohl!“

Rouelle las. Sein Auge verfinsterte sich doch. Sein Wunsch war erfüllt, aber zugleich war seine Brust voll Unruhe. Er liebte seinen Sohn, er schäzte Susannen doch so sehr, daß sie keine Noth leiden sollte. Er leitete seine Unruhe von seinem Edelmuthe ab, und sie war nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit seiner Frau ein junger Mann Paris verlassen habe, ein Mann, der Susannen geschäzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, seine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wirs! rief er: die Heuchlerin! Er forschte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers seiner Frau, und diese Nachforschungen bewiesen ihm, daß er seiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forschte er dem Aufenthalte seiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verschwunden, und, nach einem Jahre von ewigen Zerstreuungen, waren Susanne und sein Sohn vergessen.

Jezt nun, frei von der lästigen Kette des Ehestandes, machte er einen festen Plan seines Le-

bens. Er machte sein Haus zu dem Aufenthalte aller Freuden der groben und der feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um sich sein Glük zu sichern, und die größte Ordnung herrschte in seinem Hause. Er stürzte sich nicht in den verzehrenden Strudel der sinnlosesten Ausschweifungen. Er genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand. Er verhüllte den Plan seines Lebens, wie die Ausführung desselben. Er wurde das Muster der jungen Männer, die Gesellschaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchsten Grade diskret. Kein Wort, keine Anspielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinste Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit seine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften diese fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunsch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte kosten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterstüzte das Verdienst, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menschen lebte; und, er lebte nur allein für sich und seinen Genuß. Diese Kunst, diese Feinheit, mit der er lebte, beschäftigte zugleich seinen Verstand. Er begieng zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und

den Menschen anzustellen; er befestigte sich in seinem Systeme der Selbstsucht, des höchsten Egoismus immer mehr. Sein Geschmak bewahrte ihn schon vor groben Niederträchtigkeiten, seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, sagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloser Mensch seyn, und um tugendhaft zu seyn, ohne seinen Vortheil im Spiel zu sehen, muß man ein grillenfängerischer Dummkopf seyn! Ich bin beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das ist nur das, was ein gescheuter Mensch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glük anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; gut! es ist nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menschen in den Gränzen der Mässigung gegen andere hält, daß er das Glük und das Wohlseyn anderer beiläufig mit befördert, wenn er für sein eigenes Wohlseyn arbeitet. Das waren seine Grundsäze.

Und in diesen Grundsäzen erzog er seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Gesellschaft fordert, er bildete seinen Verstand, ja, er lehrte ihn sogar entbehren; denn er selbst hatte doch einigemale die Erfahrung machen müssen, daß nicht alle seine Wünsche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, sagte er; die Be-

friedigung unserer Wünsche ist zwar Glük; allein die Befridigung mancher Wünsche ist so gefährlich in ihren Folgen, daß der Mensch, den die Natur so beschränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glüklich zu seyn. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz seines Vaters, und er hieng mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun seit der Trennung von Susannen verflossen. Rouelle war noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann. Selbst sein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mässigung über sein Wesen verbreitet. Wenige Sorgen hatten sein Leben getrübt, eine berechnete Mässigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Er war ein schöner Mann von acht und vierzig Jahren. Er fand sich höchst glüklich. Eine allgemeine Achtung aller Menschen, die ihn kannten, erheiterte sein Leben. Sein Sohn fieng, nach einigen jugendlichen Unbesonnenheiten, die sein Vater zu einem Schaze von seiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege seines Vaters zum Glük zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie sein älterer Freund, der nur durch seine größere Erfahrung das Ansehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte sich nicht in des Sohnes Vertrauen, so wenig wie er sein Vertrauen ganz vollkommen seinem Sohne schenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn

ehrte den Vater, wie das Ideal der feinsten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages gieng der alte Roulle durch eine kleine Gasse in Paris. Eine Thür' öfnet sich. Ein Frauenzimmer, schön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hause hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, die hohe, volle Gestalt, macht den feinen Epikuräer aufmerksam. Er läßt seinen Stok fallen, um sich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den grössern Lärm, bis wieder zu ihrem Hause. Er giebt seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, der alte Vertraute seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. Das junge, schöne Frauenzimmer war die Frau eines Mahlers. Die Umstände dieser Familie schienen nicht die besten zu seyn; sie lebten höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, sein Name war Marton. Er sezte noch einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was sein Herr mit dem Worte „Dummkopf!“ beantwortete. Die einzige Bekanntschaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, die dem jungen

Mahler seine erste Arbeit verschaft hatte, und für welche die junge Frau Stikereien verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin war bald gemacht; allein Madame Marton kam sehr selten hieher. Rouelle sah sie dennoch einmal hier, und seine Begierde wurde noch stechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Mahler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Mahler hatte einen Saal auszumahlen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunst war ihr Gespräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künstlers. Rouelle verschafte ihm mehrere Arbeit. Seine Gespräche über Kunstgeschmak, über den Geschmak der Pariser, waren so belehrend, daß Marton sich freuete, die Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht zu haben. Der Mahler bat ihn, ihn zu besuchen. Rouelle that es. Und nun erstaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, sondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzüken, und die Tugend

mit einer erhabenen, unbeschreiblichen Innigkeit liebte. Die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle saß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; sie sah ihn sogar gern, sie bezeigte ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erstenmale nicht, wie er es angreifen sollte, seinen Wunsch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sei, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen beiden an aller Welt- und Menschenkenntniß, das sah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersezten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgend fest zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm seine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, um umschlang seine Frau mit froher Zärtlichkeit; ich war ein junger Mensch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh gestorben, meine Mutter, eine vortrefliche Frau — hier hob er entzükt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glük, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menschen lernen sollten, nichts als gerecht seyn und unabhängig. Dazu lehrte sie mich entbehren und ar-

beiten. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar als Nebensache; allein, sie machen mich, bei den wenigen Bedürfnissen, die ich habe, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich gieng nach Lion, um dort meine Kunst zu vervollkommnen. Ich sollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Flusse hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blike, fort.

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollsten Stellung da sizt. Ich sehe die kummervolle Gestalt auf meinem Papiere an, und frage mich selbst: aber was mag ihm fehlen? ist es möglich, rief eine Stimme in mir, kannst du einen Unglüklichen zeichnen, statt ihm zu helfen? Ich springe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, ihr scheint nicht glüklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm sei. Ich habe eine Frau und Tochter, sagte er mit brechender Stimme, und

heute, hier (er zeigte auf die stolze Stadt) keinen Bissen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit schamhaftem Erröthen annahm, und sogleich aufstand, um nach Hause zu eilen. Er war matt, ich führte ihn, Könnt ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt; mein armes Weib ist seit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns desto langsamer verhungern zu lassen. Ach, lieber Herr, sezte er stillstehend, und mich ansehend, hinzu, Heute nun wohl; aber, Morgen? über einen Monat? Er troknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich grief in die Tasche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist so wenig, Vater, sagte ich im Mitleiden zerschmolzen, aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurükgeben. Ich schlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und sagte: daß ich jezt mit frohzitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, ist Ihr Werk. Er zog meine Hand an seine Brust, seine Thränen stürzten, und ich riß mich los, und flog die Gasse hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich seyn! Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hause. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stikereien gezeichnet hatte. Ich sezte ihr die Idee, die ich durch die Mahlerei eines Fächers für meine Wirthin erhalten hatte, wie man Fächer ausmahlen sollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorschlag an. Ich fieng noch den Abend an Fächer zu mahlen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmtesten Romanen. Es war etwas neues; der Absaz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen gieng ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er, das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich: ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entstand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich sezte den Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, sagte ich voll Bewunderung seiner Großmuth; ich betrachte mich von jezt an als euren Sohn. Und, sagen Sie selbst, so wendete sich der Mahler an Rouelle: sollte nicht jeder Jüngling sich für den Sohn

jedes unglüklichen Greises halten? Ich hatte Mühe, diese armen, guten Menschen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war sehr fleißig; ich verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Einen Monat war ich schon mit ihnen bekannt, da sah ich endlich auch zum erstenmale ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm sie zärtlich an seine Brust, und sie küßte ihm die Hand, als sehe sie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jezt zum erstenmale.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sehr wohl gebildet, (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, er entzog sich jede Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf sich jezt die Frau an ihres Mannes Brust.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort, da sah ich meine Louise zum erstenmale. Ich liebte sie von dem ersten Augenblike an. Ach, mein Herr, sie war so reizend und so gut, daß ich nicht einen Augenblik zweifelte, sie müsse eine bessere Partie thun können, als mit mir. Ich schwieg. Die Mutter starb, dann ihr Vater. Ich drükte ihnen die Augen zu, und nun nahm

ich Louisen zu mir, und behandelte sie wie meine Schwester. Ich liebte sie unendlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenschaft hatte sich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieses unschäzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glüklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als diese Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles andere gehört auch jedem Unglüklichen. Aber, diese Liebe ist auch mein Glük.

Rouelle stand hier auf. Seine Stirn war finster. Er drükte dem Mahler die Hand, und gieng, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er sich nicht sehen. Diese Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keusche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Mahlers; und, er wollte ihm dieses Glük rauben. Er wagte es kaum, jezt diesen Gedanken zu denken. Er blieb sogar, aus einem Instinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, rief er, da der Eindruk der Erzählung sich verwischt hatte; will ich ihn denn unglüklich machen? Kann denn nicht Er so gut glüklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, schöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu las-

sen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewinnen doch wahrhaftig alle drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigste Leidenschaft geworden. Ohne einen Entschluß des Verbrechens zu fassen, womit der Mensch fast immer seine Verbrechen zu entschuldigen sucht, sezte er den Umgang mit der glüklichen Familie fort. Er ließ sich von seiner Leidenschaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über seine Tugend, weil er sich hütete, einen Plan zu machen, sie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er suchte die Eitelkeit, die Puzsucht der jungen Frau rege zu machen. Er schenkte ihr auf eine sehr natürliche Weise Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er suchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte sie in die Schauspiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte seine Frau zu sehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so sehr liebte.. So fleißig Marton auch war, so reichte doch sein Verdienst nicht hin, alles das anzuschaffen, was die Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weise schafte Rouelle das Fehlen-

de an; und so erwarb er sich um die junge Frau das erste Verdienst, die es sehr wohl bemerkte, wie großmüthig Rouelle war.

Jemehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, desto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte also sehr häufig die Vergnügungen mit Louisen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er also seinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte sich Rouelle gegeben, seine Frau begleiten. Rouelle war also jezt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fieng er an, dem unschuldigen Weibe seine Grundsäze in sehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die sie aber doch leichtsinnig machten. Er hatte zwar ihr höchstes Vertrauen, ihre Freundschaft; allein ihr Herz besaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr schönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutsamkeit gieng der Verführer vorwärts. Er erlaubte sich nach und nach Scherze und Einfälle, und stieg so unmerklich damit, daß Louise glaubte, er wäre immer so gewesen. Er machte sie immer bekanter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ sie dieselben nie in den abschrekenden Gestalten sehen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Louisen heraus, die sie erlaubte, weil sie zu unschuldig war, und weil sie

fühlte, wie sehr sie ihren Mann liebte, weil sie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das sie begehen sollte. Die Arme gieng mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der sie verschlingen sollte.

Die schwarze Stunde schlug. Rouelle war mit Louisen an einem schönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landsize mahlte, in ein Lustgehölz bei Paris, in einer Gesellschaft von jungen, heitern Personen, gefahren. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fieng man an zu tanzen. Louise war vor Vergnügen ausser sich. Gänzlich zerstreuet durch die vielen Genüsse, durch die tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtsinnige Lustigkeit, die sie ergriffen hatte, bemerkte sie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergessenden Rausche der Freude trank sie einige Gläser Champagner. Ihr Blut war erhizt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entbrannt, das verrätherische Getränk brachte sie außer sich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, vom Tanz und von Wein, wurde sie die leuchte Beute von Rouellens kühner, unverschämter Wollust. Louise wußte kaum, wo sie war, noch weniger, welch ein Verbrechen sie begieng. Die schreklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blize durch ihr Le-

ben, und jezt, da das Verbrechen vollendet war, versank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erweken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das einzige, was sie sagte, war, sie wollte nach Hause. Sie stürzte ängstlich in den Wagen; sie sah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hieng wie gefühllos in seinen Armen, gefühllos gieng sie an seiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, sie warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Deke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihn starr an, und, als ob sie ihn erst jezt erkennte, schauderte sie zusammen. Sie rief die Magd laut. Diese kam. Ich bin krank, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd sah Rouellen an. Ein Schreken, sagte Rouelle der Magd; die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Louise sagte nichts dazu, und Rouelle verließ sie, unter der frohen Hofnung, daß Louise nun das gewisse Opfer seiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen gieng er zu Louisen in dem vollen Gefühle, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, die Reste eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele

wegzuschaffen, oder, sie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen fest zu halten. Er fand Louisen bleich, höchst entstellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; sich verhüllte sich in ihre Deke, so oft er anfieng zu reden. Alle seine Vorstellungen waren unnüz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fieng Louise so laut an zu schreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Louisen zu wirken, und dieser Muth stüzte sich auf eine Nachricht der Magd. Louise hatte nämlich dieser erzählt, daß der Wagen umgeschlagen sei. Rouelle sah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Louise, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß sie nicht Willens sei, ihr Verbrechen zu entdeken. Das war Louise wirklich nicht; sie war entschlossen, zu schweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerstörender Haß gegen Rouelle entstanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit ihm, sein Benehmen gegen sie und gegen ihren Mann, und sie fand, daß ihre Verführung der Plan des Bösewichts gewesen war. Sie liebte ihren Mann unaussprechlich; sie hielt eine Untreue gegen ihn für das entsezlichste Verbrechen, das sie begehen konnte; sie wußte, daß ihr Mann eben so darüber dachte; und nun hatte sie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, diesen edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen

jede Freude versagte, den hatte sie verrathen! Diese unsäglich schrekliche Vorstellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Wesen mit einem schwarzen, unendlichen, zerstörenden Gram, der ihr jede Hofnung der Aussöhnung mit ihrem Manne nahm, und sie als Beute einer stillen, verschlossenen Verzweifelung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweifelung, Reue und Hofnungslosigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und doch wollte sie ihm ihre Schande verschweigen, und so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; sie that vielmehr vorsäzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle gieng ab und zu. Sein Anblik erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abscheu. Wenn sie ihn ansah, so geschah es mit tödtenden, haßerfüllten Bliken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfieng zu reden; so wurde ihr Zorn so heftig, daß sie ein Messer ergriff, und nach ihm stach. Er sprang erschroken zurük; zum erstenmale stieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines Siegs entgehen könnten. Was soll ich thun, Louise, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. „Paris

verlassen," antwortete sie heftig. Dann faltete sie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlassen!" Er stand finster und unentschlossen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm seinen Hut, und kündigte Louisen an, daß Geschäfte ihn zwängen, eine Reise zu machen. Er bat sie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blizte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß sie schwieg. Er gieng, und noch verließ ihn die Hofnung nicht, daß Louisens Unruhe vorüber gehen würde. Er war sicher, sie würde ihrem Manne alles verschweigen, und dann, wenn sie wieder ruhig wäre, wäre sie auch in seiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zustande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurük. Vor diesem schreklichen Augenblike hatte Louise gezittert; auf ihn hatte sie sich mit einer Anstrengung vorbereitet, als ob dieser Augenblik über ihr Leben entscheiden würde. Wie Marton ins Zimmer trat, sein Weib sah, und mit dem lautesten Schrekensgeschrei auf ihr Bette sank, sie in seine Arme nahm, sie mit Thränen benezte, ihr die zärtlichsten Beweise seiner unendlichen Liebe gab; so war doch dieser Auftritt zu stark für sie, sie sank mit einem Zetergeschrei in sei-

nen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Louise kam wieder zu sich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß seine Frau umgeworfen sei, und daß daher ihre Krankheit rühre. Louise bestätigte diese Erzählung nur durch Blike und Gebährden. Der Arzt gab Hofnung, er hielt Louisens Krankheit für eine durch den Schreken zerrüttete Phantasie. Marton wurde ruhiger, weil auch Louise selbst behauptete, daß sie sich bessere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Louisens Hände küßte, wo er ihr auf das allerzärtlichste liebkoste, und die Louisen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Louise wurde bleich. Die Wärterin sagte, er habe vorgestern Abschied genommen, um eine Reise zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Louisen viel besucht habe; jedes Wort, das er zu seinem Lobe sagte, drang schmerzhaft in Louisens Herz.

Louise erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt selbst gestand, daß Ruhe allein die Kranke herstellen könnte. Marton wurde auf die Versicherungen Louisens, daß sie sich besser fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er sah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Louise immer bleicher, immer hagerer wurde. Je schwächer sie sich fühlte, desto heiterer wurde sie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, seine Liebkosun-

gen, waren ihr das drükendste Elend, das sie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die sie sich mit jeder Minute, denn ihr Mann verließ sie höchst selten, anthun mußte, heiter zu scheinen, zerstörte noch jeden Keim des Lebens. Sie sank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohns nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, seine Frau zuweilen zu verlassen, um zu arbeiten, immer mehr, und so bedurfte er der Gesellschaft seiner Mutter für Louisen. Die Mutter merkte Louisens Gefahr; allein, sie verschwieg sie ihrem Sohn, auf das allerinnigste Bitten Louisens; und Marton hatte noch immer die Hofnung, bald seine geliebte Louise wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gasse. Lieber Favart, rief er, und flog in des bestürzten Rouellens Arme, sind Sie endlich wieder zurük? Rouelle sah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit seiner Freundschafts-Bezeugungen, daß er nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Louisen, und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig; allein jezt gibts sich doch etwas. Ich hoffe, sie bald wieder ganz hergestellt zu sehen. O sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Louise sich besserte. Die Mut-

ter und die Kranke selbst verbreiteten geflissentlich die Nachricht im Hause, wo sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft gegen das reizende Weib. Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen, hatte Marton gesagt. Er mußte das glauben, und er versprach, Marton den dritten Tag zu besuchen. Er wollte Louisen Zeit lassen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, ihn wieder zu sehen. Er war seiner Sache höchst gewiß: Louise hatte ihrem Manne die Untreue verschwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Gesellschaft kam, so mußte sie ja einsehen, daß ihr theures Geheimniß in seiner Gewalt stand. Sie mußte sich ergeben, und wie leicht war es ihm dann nicht, Louisen zu überzeugen, daß sie eine kleine Thörin gewesen wäre, sich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und sein Genius führte ihn seiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hause; er gieng fröhlich an Louisens Bett, fröhlich sagte er ihr: Uebermorgen besucht dich dein lieber Favart! Diese schrekliche Nachricht traf Louisen zu schnell. Sie sank aufschreiend hinten über auf ihr Kissen. Uebermorgen! rief sie schreklich. Alle ihre Pulse flogen, ihre Farbe wechselte. Sie war ausser sich. Marton hielt dieß für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er suchte sie zu beruhigen, und

sie schien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeite jede Leidenschaft fort. Nein, sie wollte durchaus den Bösewicht nicht sehen. Sie suchte vergebens nach einem Mittel, diesem verhaßten, schreklichen Besuche auszuweichen. Sie legte sich nieder, als ob sie schlafen wollte; allein sie wollte nichts, als darüber nachdenken, sich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, so sehr sie sich auch anstrengte. Ihre Angst nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen seines bittersten Feindes sehen zu sollen, marterte sie, stürzte sie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das einzige konnte sie nicht. Diese verschiedenen Vorstellungen, denen sie mit aller Wärme ihrer Phantasie nachhieng, liessen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesezt, um sie nicht zu stören. Sie sah ihn an, sie bemerkte, daß er die Augen troknete, sie sah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn versezt hatte. Marton stand auf, sie stellte sich festschlafend, und doch lauschte sie unmerklich nach ihm hin. Er näherte sich ihrem Bette, er betrachtete sie mit trostloser Zärtlichkeit. Auf einmal kniete er an dem Bette nieder; sie hörte, wie er leise für das Leben seiner treuen, seiner tugendhaften Louise betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum erstenmal, daß sie ihrem

Manne ihr Verbrechen hätte entdeken müssen. Diese neue Vorstellung ergriff sie mit einer grossen Gewalt. Marton hatte sich wieder an den Kamin gesezt. Nein, sie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufstehen, und sich ihm zu Füssen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob sich empor, sie stieg leise aus dem Bette, sie wollte sich ihm nähern. Sie war zu schwach, sich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Brust auf die Eke eines Stuhls. Marton hob sie mit Angst auf, und trug sie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu schwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglüklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geschrei, das Marton bei dieser Nachricht erhob, verkündigte auch Louisen ihr Todesurtheil. Sie empfieng es mit Lächeln. Sie sammelte alle ihre Kräfte, sie hieß alle Menschen, ausser ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdekte sie nun diesem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm seine sterbende Frau in seine Arme, und versicherte ihr ihre Unschuld; er vergab ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände dieses Bösewichts gelegt hatte. Er war jezt zärtlicher als je, und diese Versöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf

die lezten Minuten von Louisens Leben. Noch einen Tag lebte sie in den Armen ihres versöhnten Mannes; Einen Tag noch war sie glüklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig. Marton versank in Schmerz. Er saß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte alles vergessen, selbst den Mörder seiner Louise. Er hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte. Er hielt nur den starren Blik auf Louisens bleichem Gesichte fest. Die Mutter mußte ihn allein lassen, um Anstalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öfnete sich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton sah ihn, erkannte ihn, sprang auf, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blassen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Louisens. Rouelle schrie vor Entsezen bei dem Anblike des Leichnams auf, und Martons Mutter stürzte bei diesem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blik auf Rouellen. Unglüklicher, rief sie ihrem Sohne zu, und umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, Unglüklicher, er ist dein Vater! Rouelle erkannte seine verstoßene Frau, sah seinen unglüklichen Sohn, seine ermordete Tochter; er bebte, er schwankte, und wimmernd sank er zu Boden.

Bleich und starr, mit emporsträubenden Haaren, stand der Sohn. Das Wort „Vater“ kam

langsam aus den bleichen Lippen hervor. Er sah seine Mutter starr und bittend an. Die unglükliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Louisens war, stand erstaunt und unentschlossen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das ist dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und zeigte auf Rouellen, der das bleiche Gesicht verbarg. Ja, es ist dein Vater! Aber so sag mir — fragte die Mutter ... Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und nun schwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängstlich. Sie fühlte, daß hier etwas schrekliches vorgefallen war. Sie wendete sich ängstlich an Rouelle, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglük: „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, mein Herr“ — Sie faßte seine Hand. Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und sagte zitternd: „ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufschreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entsezen ergriff ihn. Ihm war, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihn, als stürzte die

Erde unter ihm in Trümmern. Er sprang auf, er schwankte durch die Finsterniß, die seine Augen bedekte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!“ rief er, und so stürzte er die Treppe hinunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hause. Sein Diener, der ihm gefolgt war, schleppte ihn in ein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtseyn der äußern Gegenstände.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf seinem Lager. Er erhielt seine Gesundheit, aber nicht seine Heiterkeit wieder. Sein erster Gang war nach dem Hause, wo sein unglüklicher Sohn lebte. Er wollte nur seine Frau sprechen, um ihr einen Theil seines Vermögens für seinen Sohn anzubieten. Seinen unglüklichen Sohn wollte er nicht sehen. Er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater“ nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch nehmen konnte, schüzen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Louisens Begräbniß, Paris verlassen, und Niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Er forschte mit grosser Anstrengung nach ihrem Aufenthalte; allein, sie blieben verschwunden.

Die ersten Monate gieng Rouelle wie in einem schreklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß seine

Wollust seinen Sohn unglüklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er geniessen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für seine Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Louisens Tode Schuld sei. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm doch so höchst unwahrscheinlich. Er verfolgte diese Vorstellung mit allem Eifer, sein Verstand fand darin Entschuldigungsgründe; allein sein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte sich seiner so ganz bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal zu seinem System seine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, der er entbehrte. Hm! ist denn nicht der Eigennuz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; ist es meine Schuld, daß das seltsame Vorurtheil einer flekenlosen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war? und selbst, wenn ichs auch gewußt hätte — diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob sich in seinem Innern etwas widersezte.

So philosophirte er tausendmal; allein, er konnte diese Unruhe nicht aus seinem Gemüthe wegphilosophiren. Er fand keinen Trost in seinem System; es vermehrte vielmehr seine Unruhe

noch. Sogar wenn er sich dieser Unruhe hingab, wenn er sie als eine Besserung seiner Handlung betrachtete, ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen ansah, so beruhigte ihn das alles mehr, als die Entschuldigung seiner Handlung durch sein System. Hier hoben sich die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsäze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab sich alle Mühe, es fest zu halten, aber sein Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglüklich nannte, unrechtmäsig, schlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen sich selbst bald, und bald gegen sein System. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild seines unglüklichen Sohnes stand immerwährend vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an seine Tugenden nicht versagen konnte, in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, um sich seines edeln Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas ist. Er fühlte bei dem Anblike des Lebens seines zweiten Sohnes, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle seiner Unruhe über seine Begebenheit mit Louisen, ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugenden fordern müsse.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach seines Vaters System; er lebte seinem Ver-

gnügen. Er besaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anstand, er lebte mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen immer fröhlich, und sogar unterrichtend waren. Seit der unglüklichen Begebenheit mit Louisen aber war Rouelle ernst geworden. In dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Mensch hatte, machte den Vater ängstlich. Er liebte ihn. Er fieng zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeister und den Tadler zu spielen, er forschte des jungen Menschen Gängen nach. Er war nicht mehr so mit allem zufrieden, wie sonst, er war sogar nicht mehr so freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß sein Vermögen zur Hälfte seinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, fieng an, weniger seine Gesellschaft zu suchen. Je ernster der Vater wurde, desto kälter wurde der Sohn, desto seltener sahen sie sich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe und von Seiten des Sohns Entschuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die anfangs in den Grenzen des Anstandes blieben. Der Sohn verbarg seine Gänge, verstekte seine Plane; der aufmerksamere und besorgtere Vater entdekte sie.

Es kam zu bedeutenderen Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft von seinem Sohne, und der Sohn gab sie dem Vater auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen,“ sagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jezt zum Verbrechen machen, was Sie mich selbst lehrten. Daß Sie jezt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gestehe es zu, daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; die Ursach kann Ihnen, der Sie so scharf zu sehen, und so billig zu urtheilen gewohnt sind, nicht entgangen seyn. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern sollen, der Ihnen jezt natürlich und angenehm ist; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte? Wie oft sagten Sie, mein Vater, daß die Menschen sich darum das Leben so sauer machen, weil sie nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich ist. Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.“

„Wie? Diese Kälte, diese erstarrende Kälte! Daß Du mein Sohn heißt, das fällt Dir also nicht ein?“

„Ich mußte einen Vater haben,“ antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich seyn sollte. Das

ist alles! wie oft haben Sie das selbst gesagt, daß diese zufälligen Verbindungen der Menschen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unser Vergnügen unsere Bestimmung ist. —"

Der Vater seufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, den vorigen Ton gegen seinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn sonderte sich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jezt der Liebe seines Sohns bei dem Gedanken, daß er seinen Aeltesten so unglüklich gemacht hatte, so sehr bedurfte, sah sich, durch sein System, der Liebe seines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druk dieses selbstsüchtigen Systems fühlen zu lassen, schränkte er ihn nur in Absicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts, als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwischen beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die seinem Sohn fehlten, fiengen an, dem verlassenen Vater jezt sehr viel zu werden. Ach, rief er jezt oft, hätte ich meinen bessern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glüklich würden mich seine Tugenden machen! Da sah er ein, daß Eltern und Kindern wenigstens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Diese Begebenheiten waren in das erste Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigsten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in Geschäften, wozu sein feiner Kopf und seine Besonnenheit sehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Partei siegen würde, seinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünschen an dem Wohl der Royalisten Antheil. Er verließ sie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der grösten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine so natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgersinn des jungen Rouelle zweifelte, so sehr man auch seinen Vater, wegen seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, in Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schrekensregierung wurde ein Geschäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouelle ausgesagt, und seine Aussage durch schriftliche Befehle Rouellens bestätigt. Dieser erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend seinen Sohn holen. Ich bin verrathen, sagte er ihm zitternd, man sucht mich überall. Was du an Gelde und Kostbarkeiten zusammen bringen kannst, das bringe zusammen. Wir müssen Frankreich verlassen.

Der junge Rouelle betrachtete seinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglük, mein Vater,

hob er stokend an; allein die Maaßregel, die Sie dagegen ergreifen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind im Verdacht, nicht ich. Reisen Sie; wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht nüzlicher seyn, als wenn ich Ihr Unglük mit ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinst Du, man wird Deiner schonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn? Du?

Und warum nicht? Unser Vermögen wird gerettet. Stossen Sie sich nicht an diese Kleinigkeit, an dieses Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater schüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es so für das Beste. Der Vater mußte sich ergeben. Sie nahmen Abschied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouellens bei seinem Freunde wurde diesem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) gieng Rouelle am Abend zu sei-

nem Hause. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf seinen Sohn allein. „Hier bin ich," sagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geschik erwarten."

Finster runzelte der Sohn die Stirn zusammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich sicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier, hob der Sohn wieder an; wissen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wissen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber, verlangen sie denn, sagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in diese Gefahr geben soll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen sehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Haussuchungen dauren jezt beständig fort. Nein, bei Gott, hier sind Sie am wenigsten sicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieser Kälte des Sohns überwältigt, das seh ich

Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesezt, du würdest — O Gott, sagte er jezt milder, was klag' ich? Mußte er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblike wurde an der Thüre geschellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, schnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblik! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn starr und gräßlich an. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, um sich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbstsucht hatte des Vaters Wesen zerschmettert. Der Nationalgarde warf einen forschenden Blik auf den alten Rouelle, sagte bewegt: O das ist er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Sie sind hier nicht sicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigsten Betrübniß; Das war mein Sohn! — Ich war sein Vater! —

In einer Vorstadt öfnete der Garde die Thür einer klleinen Hütte: Hier hinein, unglüklicher

Mann! sagte er, mit einer bewegten Stimme. Jezt erst merkte Rouelle auf die äußern Gegenstände wieder. Wohin führst du mich, mein Freund? fragte er, wer bist du? Ohne zu antworten zog ihn der Mensch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verschlag, dessen Eingang mit Stroh verdekt war. Durch eine Oefnung im Dache fiel so viel Licht, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, was für ihn bestimmt war. Wollen Sie sich niederlegen? sagte der Garde leise: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. Er sezte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verschlag. Er bedekte die Thür mit Stroh, und schlich hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich hier den allerquälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohns. Ach, er konnte es sich nicht leugnen, er selbst war durch seine Erziehung Schuld an diesem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hause, eine Menge Stimmen, die sich hören liessen, unterbrachen diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch sage, hob eine Stimme an, hier ist alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu hör-

chen. Das Wort Marton schmetterte ihn, wie ein verzehrender Bliz, nieder. O rächender Gott! seufzte er, und bedekte mit beiden Händen sein Gesicht. Nun wurde alles still im Hause, auf der Gasse, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grausamste Rachengel hielt diese Nacht sein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zükenden Flammen hin. Sein System war nichts als eine gräßliche Lüge. Die beleidigte Tugend stand in der Gestalt bald der ermordeten Louise, bald in der Gestalt seiner verstoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglüklich gemacht hatte, war sein Retter. Unglüklicher Vater! und, vor dem Angesichte des beleidigten Sohnes, sollte er morgen erscheinen. Er bebte vor dieser Vorstellung. Sie war ihm fürchterlicher, als der Tod, der ihn verfolgte. Er sprang auf, er riß das Fensterchen im Dache auf, um Luft bei dieser entsezlichen Angst zu schöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht sehen.

Mit dem ersten Strahle des Morgens fieng er an, seine Thür zu öfnen. Es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlassen, wo ihm der furchtbare Anblik seines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht sogleich öfnen. Seine Bemühungen machten Geräusch. Er hörte Jemanden gehen. Entsezlich. Er riß die Thür auf, und sprang auf die Gasse. In dem Augenblik sprang Jemand hinter ihm her. Es war sein Sohn. Er um-

faßte den schwankenden Vater; Wohin wollen Sie, Unglüklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte seine Stimme. Ohnmächtig sank er in seines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, seine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erste Wort, was er hörte, was er aus den Lippen seines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtsam das Auge auf ihn. Er sah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen sein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweifelung. Er schluchzte laut. O mein Vater! wiederholte der Sohn, und drükte seine Lippen auf seine Hand.

Noch konnte der Unglükliche nichts sagen. Er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, sagte die weinende Mutter; du bist zu bewegt. Er gieng. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglüklicher! unterbrach Rouelle sie; hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang seiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam, und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Brust sank, da drang die sanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünschte, sterben zu können für seinen Sohn. Ihre Thränen mischten sich, und des Vaters Verbrechen waren vergessen.

Welche rührende Augenblike, da seine Frau ihm erzählte, wie unglüklich ihr Sohn durch den Tod seiner Louise geworden sei, wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen, wie er mitten in den Schmerzen gesonnen habe, ihn zu entschuldigen! Es war dein Sohn, Rouelle; wie konnte er dich hassen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reste meines Vermögens, und von unserer Hände Arbeit, ärmlich, bescheiden.— Ach, rief der Vater: die Grausamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifeltet Ihr, daß ich — ach, ich Unglüklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die schrekliche Begebenheit dich und deine Grundsäze erschüttert hatte; aber dein Sohn, er wollte dir den Anblik des Menschen ersparen, den du so unglüklich gemacht hattest. Endlich erfuhren wir durch die öffentlichen Blätter deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für dich. Er entschloß sich, dich zu retten. Er glaubte, du würdest in deinem Hause, bei deinem Sohne verborgen leben. Rouelle seufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt diesen Aufenthalt nicht für sicher genug. Er überwand seine Bedenklichkeiten, sich vor dir sehen zu lassen. Er gieng einen Abend, um dich abzuholen, und Gott sei Dank! Er hatte das Glük, dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes. Die Arbeit desselben ernäherte ihn. Hier erst lernte Rouelle empfinden, welch ein Glük es ist, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchste Wonne des Menschen ist, für andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glüklich fühlte er sich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um seinem Sohne und seiner Frau eine Stunde Arbeit zu ersparen! Hier erst lernte er, daß die Tugend das Glük, die Bestimmung des Menschen sei, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedekte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Versicherungen einiger bedeutender Männer, daß er sicher seyn würde, wieder zum Vorschein. Sein Prozeß fiel glüklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris gewesen war, und so sollte er sein Vermögen wieder in Besiz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sei. O Gott, rief der unglükliche Vater, wie er die Anklage las, das sind die Folgen meiner Grundsäze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglüklich machte, rettet mich! Er sank an den Busen seines edeln Sohns. Der Prozeß war bald entschieden. Rouelle erhielt sein Vermö-

gen. Er sah seinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte seines Vermögens. O Unglüklicher, sagte er, ihn an seine Brust drükend, könnte ich dir die abscheulichen Grundsäze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm seyn!

III.

Die Stärke des Gewissens.

Der junge Herr von Raßdorf kehrte von seiner Reise durch Frankreich und England auf seine Güter zurük. Er hatte des Lebens in Paris und London wie ein Philosoph, (so sagte er selbst,) genossen; das heißt, er war so glüklich gewesen, seine Gesundheit mitten im Strudel der Ausschweifungen zu erhalten. „Ja, ich habe gelebt, und ich bin meines Lebens froh geworden, sagte er; aber nie haben meine Freuden Andern Thränen gekostet. Ich habe warmes Blut; und der ist ein Thor, der sich die Freude versagt, wenn sie ihm winkt. Ich bin glüklich gewesen, und zuweilen sogar habe ich glüklich gemacht, oder ich habe meine Freuden doch ehrlich bezahlt. Die Unschuld eines Mädchens, gut, ich gestehe das, ist ein Schaz, den ich nicht rauben darf; wenn aber das Mädchen dieses unsichere Besizthum in baares Geld umsezen will, warum nicht? Ist der Käufer darum ein Verbrecher?“

„Doch ein Betrieger, denk' ich, mit Eurer Gnaden Erlaubniß! sagte der alte Bediente, der

den jungen Raßdorf als Kind gleichsam erzogen hatte, und der durch seine unbegrenzte Liebe, durch seine erprobte Treue, und durch sein Alter das Recht erworben hatte, zuweilen seine Meinung zu sagen. Denn, sezte er hinzu, da sein Herr ihn spöttisch lächelnd ansah, er kauft da etwas, worauf der Muth im Leben und Tode beruhet, und kauft es für Münze, die nur in diesem Leben gilt."

„Und wenn das wäre, was du da faselst, Alter; wenn sie's nun verkaufen wollen?"

„Hm! sagte der Alte wehmüthig, ich möchte einem Kinde einen unschäzbaren Edelstein nicht für einen Gulden oder so etwas abkaufen, weil es den Werth nicht kennt." Raßdorf lachte, und der alte Jacob seufzte. Jacob dankte dem Himmel, als er den Thurm von Randeln, wo Raßdorf wohnte, wieder sah.

In England hatte Raßdorf Geschmak an dem Leben des Adels auf dem Lande, und sogar an der Landwirhschaft gefunden; und so hatte er den Entschluß gefaßt, sein Leben auf seinen Gütern zuzubringen, und nur einen Theil des Winters in der Hauptstadt zu erleben. Nach ein Paar Monathen trat der alte Jacob seinen Herrn an. „Ihro Gnaden, da ist mein Sohn. Der Bursche ist gut, und ich wollte gern, daß er gut bleiben möchte. Er ist nun ein Sechsundzwanziger. Die Jagd und den Forst versteht er aus dem Grunde,

das wissen Eure Gnaden. Nun hat da der alte ehrliche Förster Schaller eine Tochter, auf die mein Junge ein Auge geworfen hat. Eure Gnaden sehen . . .

„Und nun will der Wilhelm ein Dienstchen, nicht wahr? Um Hochzeit zu machen? Und du möchtest gern noch einmal Gevatter stehen? Nicht wahr? Gut, Jacob, so bald der alte Kaiser stirbt, krank ist er ja schon, so ist die Försterstelle sein. Ist's so recht?“ — Jacob zukte die Achseln. — „Nun, Jacob?“ — „Ja, Ihro Gnaden, freilich wohl! Ich wüßte selbst nichts Besseres. Auch habe ich das dem Jungen schon gesagt; aber...“

„Der will nicht warten?“ — Jacob nikte mit dem Kopfe. „Sehen Eure Gnaden, der Junge denkt, es möchte ihm bei Schallers Marien wer vorfischen; was auch leicht seyn könnte. Denn das Mädchen, Eure Gnaden, ist schön, wie ein Engel, und was mehr ist, als das, fromm, wie ein Engel; zwar erst siebenzehn Jahr, aber ausgewachsen, und aufgeschossen, wie eine Pappel; und dazu hat der Vater ein hübsches Vermögen, und fleißig ist das Kind. O! seit ihrem zwölften Jahre hat sie des Alten Haushaltung geführt, und Kisten und Kästen sind voll, und Alles in Ordnung. Sehen Eure Gnaden, gerade da geht sie über die Brüke. Das Herz lacht mir alten Manne in der Brust bei dem Anblike; was wollt's einem jungen Menschen nicht?“

Raßdorf sah durch's Fenster Marie'n an, und auch sein Herz gerieth bei dem Anblike des reizenden Geschöpfes in Bewegung. Er verfolgte sie mit brennenden Bliken, und sagte zugleich: „Hm! Alter, das läßt sich halten mit ihrer Schönheit. Wie gesagt, so bald Kaiser stirbt. Jezt, das siehst du, kann ich deinen Sohn noch nicht missen. Wir wollen daran denken, so bald ich besser eingerichtet bin."

Jacob gieng, und Raßdorf blieb am Fenster stehen, bis Marie zurük kam. Nun hatte er Zeit, sie mit Bedacht zu betrachten. Alle seine Begierden wurden bei dem Anblike der schönen Gestalt rege. Mit einer furchtsamen Ahndung der Zukunft sah er schnell auf dem Hofe umher, und da er Niemanden erblikte, rief er Marie'n mit einer befehlenden und doch ungewissen Stimme in sein Zimmer. Er gab ihr einen Auftrag an ihren Vater, der auf einem benachbarten Dorfe am Walde wohnte. Er fragte nach tausend Dingen; Marie antwortete mit einer demüthigen, furchtsamen Bescheidenheit. Er fieng an, einen scherzhaften Ton zu ergreifen; Marie erröthete, und ohne dem Scherze auszuweichen, schwieg sie nur, und gieng endlich voll Vergnügen, daß sie frei war von seiner Unterhaltung.

Der alte Förster Schaller war ein höchst redlicher Mann, und kindlich fromm, in der schönsten Bedeutung dieses Worts. Ein ruhiges, lei-

denloses Leben hatte seinen Glauben an die Vorsehung zu einer Feuerflamme gemacht; der frühe Tod seiner Frau, die er unendlich liebte, hatte den Glauben nicht erschüttert, sondern gehoben. Der rührende Abschied, den die Sterbende, voll von der Gewißheit des ewigen Lebens, von ihm nahm, ihre lezten Worte: „ich sehe die Engel, die mich erwarten, lieber Mann; Gott sei mit dir! wir sehen uns wieder!“ die sie mit glänzenden Augen, mit einem himmlischen Lächeln, mit ausgebreiteten Armen ihm sagte, hatten seinen Glauben zu einer stillen Sehnsucht nach dem Tode gemacht. Er lebte, Troz seinen Ahndungen von seinem baldigen Tode; aber sein Geist war schon halb bei seinem verstorbenen Weibe in der Ewigkeit. Dieser Mann hatte Marien erzogen, in dem heitern, feurigsten Glauben an die Liebe Gottes, unter den Augen ihrer seligen Mutter, deren Stimme er oft zu hören glaubte, wann er neben dem Kinde saß und mit ihm redete.

Die Einsamkeit, worinn Marie lebte, die ruhige Dunkelheit des Waldes, in der einsam die Försterwohnung lag, hatten diesen Ideen in Mariens Seele ein starkes Leben gegeben. Empfindungen, dunkel und schauerlich, wie der Wald, der sie umgab, hoben die Brust des kleinen Mädchens. Ihre Spiele waren Gespräche mit den Blumen, mit den rauschenden Bäumen, mit den fliehenden Wolken, und mit ihrem frommen Vater. In die

Schule gieng sie nicht. Ihr Vater lehrte sie in der Muße des Winters lesen, und eine Religion, wie sie sein stilles Herz ihn lehrte, so oft er mit seiner Tochter allein war. Die Haushaltungssorge, als sie älter wurde, hielt sie in der Einsamkeit fest. Sie kannte keine andere Sünde an den Menschen, als die Erbsünde. Ihr stilles Herz öfnete sich heimlich jedem Menschen voll Liebe und Zutrauen; nur ihre blöde Furchtsamkeit hielt sie allein ab, jedem Menschen zu sagen, wie sehr sie ihn liebe.

So war sie die einzige Freude ihres Vaters, und der Wunsch jedes jungen Menschen, der sie sah. Ihr Herz allein wünschte nichts. Ruhig hob sich ihre unschuldsvolle Brust; sie liebte Alles, was sie umgab. Wilhelm, des alten Jacobs Sohn, hatte das Mädchen oft gesehen, wann er mit ihrem Vater aus dem Forste zurük kam. Nur ein dunkeler Blik begleitete des Mädchens Bewegungen, wann sie kam, wann sie gieng, wann sie strikte. Wilhelm wagte es nur, sie anzusehen; denn er kannte des alten Schallers Strenge in diesem Falle. Aber in seiner Brust entzündete sich die heissteste Leidenschaft für Marien. Er hoffte, wann der Herr von Raßdorf kommen würde, auf eine Försterstelle. Er hoffte auf Mariens Neigung; denn er war fast der einzige Mann, der Schallern besuchte, der einzige, mit dem Marie doch einige Worte sprach.

Zwar hatte er wohl dem alten frommen Schaller es leise zu verstehen gegeben, was er wünschte; der Alte hatte auch wohl freundlich mit dem Kopfe dazu genikt. „Aber, sagte er dann, du bist eine ehrliche Seele, Wilhelm, Gott gebe, was dir gut ist! Nur nicht vor der Zeit! Das Schwänzeln um ein Mädchen thut nicht gut; und wenn ich wüßte, daß du hinter meinem Rüken Marien Einmal sprächest, so . . . Du kennst mich, Wilhelm.“

Wilhelm kannte den strengen Alten, und schwieg. Marie war zärtlich geliebt, ohne es zu wissen, und sie hatte der Leidenschaft des Edelmannes nichts, als ihre Unschuld und ihre Frömmigkeit entgegen zu stellen. Der Edelmann kannte indessen seinen alten strengen Förster ebenfalls genug, um etwas zu wagen; und der alte Jacob, der nicht aufhörte, von Mariens Liebenswürdigkeit zu reden, zeigte ihm auch, daß er bei Marien kein leichtes Spiel haben werde. Daß der Edelmann die Forsten untersuchte, aus seiner Weidetasche beim Förster Schaller frühstükte, dabei Marien Stunden lang sah, und sie mit einer stillen Freundlichkeit auszeichnete, schien so natürlich, daß es Niemanden, selbst Wilhelmen nicht, auffiel. Daß er Marien ein Paarmal nahe an ihrem Hause im Walde antraf, daß Marie ihm einen Riemen an der Tasche fest nä-

hen mußte, den ein Zweig abgerissen hatte, daß er hier auf ihren Vater wartete, und indessen die Zeit mit Marien verplauderte, waren Zufälle, aus denen Niemand Arges haben konnte, weil Marie es kaum mit ein Paar Worten berührte. Daß in einem solchen Gespräche der Gutsbesizer Marien fragte, ob denn wirklich der Tagelöhner Drewes, dem eine Kuh, sein ganzer Reichthum, gefallen war, so hülflos wäre, und als Marie ihm mit nassen Augen den Jammer der Familie sagt, daß er da gerührt seine Börse zieht, und Marien mit einem Händedruke einige Goldstüke für den Unglüklichen gibt, dieß erzählte Marie ihrem Vater mit froher Hast, und der alte Schaller sagte nichts, als: „Seelig sind die Barmherzigen, Marie, 2c." Der alte Schaller hatte am Morgen seinem jungen Herrn den Unfall des Unglüklichen selbst erzählt. Er freute sich, daß sein Vorwort bei seinem Herrn so wirksam gewesen war. „Da ist, sagte er zu Marien, da ist der alte Schwenke noch. Gott gebe mir noch einmal eine gute Stunde bei dem gnädigen Herrn; für den rede ich auch noch ein Wort." Die gute Stunde kam bald. Schaller bat für den Alten. Der Edelmann hörte ihn gütig an, gab ihm Geld, und sagte: „Sende Er seine Tochter mit diesem Gelde zu dem Alten. Die versteht zu geben, Schaller; das weiß ich von Drewes her. Seh' Er, Schaller, Seine Tochter gibt das mit einer Art, daß die Armen

Freude daran haben. Ich verstehe das so nicht, und Er wohl auch nicht, Schaller."

Der Vater lächelte fröhlich. „Ja, Ihre Gnaden, rief er, das weiß Gott, da haben Sie Recht, ob wohl ich auch ein Herz für den Armen habe. Meine Marie hat eine weiche, sanfte Hand im Verbinden der Wunden, das fromme Kind!" Der Vater erzählte das Marien voll Freude, und Marie wagte es nach einiger Zeit, dem gnädigen Herrn selbst eine Bitte für einen Armen vorzutragen. Der Herr von Raßdorf bewilligte sie, und sagte ihr: „Höre Sie, liebes Kind, ich gebe recht gern. Nur ist mir's zuwider, wenn die Leute mich mit ihrem Danke überlaufen; auch kommt dann ein Jeder, der wohl gar nichts bedarf. Sage Sie also nicht, von wem das kommt; keinem Menschen. Sogar Ihrem Vater nicht; denn der kann in seiner Freude auch nicht schweigen. Und will Sie gern Armen helfen, gut, ich will gern geben; nur darf es kein Mensch erfahren, von wem es kommt. Ich komme ja von Zeit zu Zeit hierher, und ein Augenblik findet sich ja wohl, da Sie mir sagen kann, wenn Einer meiner Hülfe bedarf."

Das war nicht Plan des Herrn von Raßdorf. Der Zufall hatte ihn in diesen Weg mit Marien geleitet; und das unschuldige, nichts besorgende Mädchen, das hier nichts, als die edelste Großmuth eines sehr menschlichen Herzens sah, das

sich geschmeichelt fühlte, die Vertheilerin so reichlicher Wohlthaten zu seyn, und das Zutrauen ihres Herrn zu ihrem weichen Herzen, das sie verdiente, erhalten zu haben, gieng richtig in das Nez, das eine unreine Leidenschaft ihr aufstellte, hinein. Selbst ihre Frömmigkeit half das Nez fester stellen; sie wollte den Dank nicht für fremde Wohlthaten ernten. Sie spielte den Unglüklichen die Hülfe eben so heimlich und verborgen zu, als sie dieselbe erhielt; und das Erstaunen der Unglüklichen über die unvermuthete, unbekannte Hülfe, der heisse Dank für den verborgenen Schuzengel waren ein zu reizendes Schauspiel für ihr frommes Herz, das sich dem Glauben an helfende Engel so gern hingab, als daß sie es nicht sollte öfter gewünscht haben.

Sie sprach den wohlthätigen Edelmann zuweilen allein, wann ihr Vater im Forste war, und die Güte ihres Herrn, die nach und nach sich in ein freundschaftliches Vertrauen verwandelte, die seine Achtung, mit der er sie auszeichnete, die schnelle Wirksamkeit aller ihrer Bitten thaten dem Herzen des Mädchens so wohl, sezten alle ihre besseren Empfindungen auf eine so angenehme Weise in Bewegung, daß eine Art von Neigung gegen Raßdorfen in ihrer Seele entstand. Sie dachte mit der reinsten Heiterkeit an ihn, und sie gieng zuweilen, auch wann sie ihm nichts zu sagen hatte, in den Waldgrund,

hinter ihrem Hause, den er fast alle Tage eines Vogelherdes wegen besuchte.

Das Vertrauen und die Güte Raßdorfs gegen sie stiegen so stufenweise, sie konnte sein Betragen gegen sie mit seinem Betragen gegen Andere nie vergleichen, weil sie ihn nie in anderer, als selten in ihres Vaters Gesellschaft sah, so daß sie keine Veränderung in ihren Empfindungen gegen ihn und in seinem Benehmen gegen sie bemerkte; und doch hatte sich Alles verändert. Die erste Scheu gegen den Herrn war verschwunden. Er nahm ihre Hand; sie bemerkte es nicht. Er nannte sie seine gute Marie; so, schien es ihr, hatte er sie immer genannt. Den Jäger Wilhelm hatte Raßdorf im Anfange entfernt. Er war in der Residenz, wo für den Winter Einrichtungen in dem Hause des Edelmannes zu machen waren. Mariens Vater gieng unbesorgt in den Forst. Seine Tochter verschwieg gerade nicht, daß sie den gnädigen Herrn zuweilen sähe; das war natürlich, der Vogelherd, ein ganz gewöhnliches Vergnügen des jungen Herrn, war nur einige Schritte vom Hause, und Marie so fromm, so keusch, so unschuldig.

Ueber alle seine Wünsche war das dem Edelmanne gelungen. Er sah mit Entzüken die hervorbrechende Neigung des reizenden Mädchens. Er sah mit Entzüken, unter welchen kindischen Vorwänden sie sich das Recht zu geben suchte,

dahin zu kommen, wo er war; wie die reinste Heiterkeit von ihrem Gesichte strahlte, wenn sie den Vorwand gefunden hatte; und dennoch war diese kindische, sorglose Unschuld wiederum das größte Hinderniß für die Befriedigung seiner Leidenschaft. Ungeachtet der Neigung des Mädchens zu ihm, kam er nicht weiter. So leicht er sie bis auf diesen Punct gebracht hatte, so unmöglich schien es, sie einen Schritt weiter zu bringen. Was der Verführer wollte, ihre Phantasie zur Verrätherin ihrer Tugend machen, gerieth nicht; ihre Phantasie war unentzündbar. Sie war nichts, als heiter und fröhlich, in seiner Gesellschaft. Ihre Blike blieben fromm und heilig, ihr Busen schlug nie stärker, als immer; ihre Ruhe sagte ihm zu deutlich, daß nichts unheilig war, als er selbst. Er mußte es sich aus ganz leisen Versuchen, die er machte, gestehen, daß Ein Wort zu viel Marien auf ewig von ihm trennen würde.

Er sah zulezt, daß er Marien nicht verführen konnte, ohne sie auch zu gleicher Zeit betriegen zu müssen, und er beschloß das Bubenstük, das sein Gewissen bis dahin noch nicht belastet hatte. Er wurde vertraulicher und zu gleicher Zeit trauriger gegen Marien. Er sprach mit ihr über das Glük seines künftigen Lebens, und sezte dann seufzend hinzu, daß er es nicht hoffen dürfte. „Ach, wenn ich, sagte er mit ei-

nem Händedruke, wenn ich nach meiner Neigung wählen dürfte!“ Anfangs wußte Marie nicht, was er meinte; so bald sie es aber merkte, wurde sie sichtlich unruhiger, scheuer. Sie kam seltener, sie war kälter. Er bemerkte das nicht, er fuhr fort, so zu reden, und sezte dann zuweilen mit vor Freude leuchtenden Augen hinzu: „Aber warum dürfte ich nicht glüklich seyn? Warum nicht nach meiner Neigung wählen?“ Er machte dann Marien eine reizende Beschreibung von den glüklichen Tagen, die er leben würde, wenn er . . . Hier brach er ab, faßte des Mädchens Hand mit einem Seufzer.

Marie, die arme Marie war in einen Abgrund von Unruhe gestürzt. Sie sah es jezt, daß Naßdorf sie liebte, und sie fühlte ihr Herz bei dieser Vorstellung in einer süßen Beklemmung schlagen. Sie wünschte nichts; — sie sah nichts, als die Unmöglichkeit vor sich. Sie wollte sich ihrem Vater entdeken, und sie fürchtete seine Vorwürfe. Und was sollte sie ihm denn sagen? Hatte Naßdorf denn gesagt, er wollte sie heirathen? Sie fürchtete, er würde sie verlachen. Sie wollte den Edelmann nicht wieder sehen. Sie hielt den Entschluß acht Tage lang. Nun gieng sie, nicht in den Waldgrund, sondern oben auf die Höhe. Da kam Naßdorf; er beklagte sich so wehmüthig, daß er sie acht Tage lang nicht gesehen hatte. Marie hörte seine Klagen an mit

pochendem Herzen, mit Augen, die anfiengen, naß zu werden. Nie war er so zärtlich, so sanft, so gut gewesen. Auf dem Rükwege überraschte sie der Gedanke zum ersten Male, wie glüklich sie seyn würde, wenn sie seine Frau wäre, und hinter dem Gedanken schlich die Hofnung her, eine süße Ahndung, und dann wieder ein beklemmender Zweifel, der sie ängstete. Ach, seinen Kummer Raßdorf ihr geklagt; aber wem konnte sie ihren Kummer, ihre Angst sagen? Sie warf sich im dikſten Gebüsche auf die Knie, und betete, Gott möchte ihn, den Feind ihrer Ruhe, glüklich machen. Nein, sie betete nicht für sich selbst. Ruhiger stand sie auf. Sie hatte ihr Geschik in die Hände der Vorsehung gelegt; sie wollte ihren Wink erwarten.

Raßdorf sah ihre Unruhe, ihre Qual mit Freude; er sah bei ihrer ersten Zusammenkunft einen Strahl der Heiterkeit in ihren frommen Bliken. Er glaubte, sie fienge an, sich ihm zu ergeben; er irrte, sie hatte ihr Herz der Vorsehung ergeben. Das erheiterte sie. „Nein, sagte sie zu sich selbst, ehe sie gieng, ich will es erwarten. Liebt er mich wirklich so zärtlich, wie ich — ihn — liebe, sezte sie zitternd hinzu, so wird er reden! Ich will ruhig seyn. Redet er, so will ich meinem Vater es sagen. Und kann Raßdorf seine Einwilligung erhalten, so...“ Sie hob fröhlich gerührt beide Hände zu dem heitern Himmel empor.

Aber es war gar nicht Raßdorfs Plan, zu reden. Auch der Bösewicht zittert vor dem Verbrechen. Raßdorf wollte sie durch die Hofnung, seine Frau zu werden, zu dem Verbrechen loken, um dann seinem Gewissen sagen zu können: „Hab ich ihr die Ehe versprochen? Ist es meine Schuld, daß sie das Unmögliche möglich träumte?“ Aber Mariens Unschuld nahm ihm auch diese Beschönigung. Raßdorf blieb in seinen Räthseln, er redete nicht deutlich: und Marie blieb gleich scheu und gleich entfernt. Er sah ihre Liebe; aber er sah auch, daß ihre Hofnung, seine Frau zu werden, wieder sank. Marie wurde ernst, und scheuer, als jemals.

Er mußte ihre Hofnung auf's neue beleben, er mußte sie zur Gewißheit machen, ohne daß diese Gewißheit von ihm her kam; und er entwarf den Plan auf des Mädchens frommen Aberglauben. Eine kleine Zigeuner-Bande hielt sich in der Nähe von Randeln auf. Raßdorf stieß auf der Jagd auf diese kleine wilde Gesellschaft, die in einem Thale im Walde eben ihr Mittagsessen kochte. Eine Alte kam auf ihn zu, bettelte ihn an, und er ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Er ließ sich sogar Glük aus der Hand von ihr sagen, und bewunderte den Wiz, und die täuschende Feierlichkeit, womit die Zigeunerin das that. „Du hast Glük bei den Mädchen, mein Goldsohn!“ sagte die Frau mit

brennenden Bliken; und Raßdorfen fiel Marie dabei, ihr frommer Aberglaube an Träume, Ahndungen, Wahrsagen ein. Er beschenkte die Frau reichlich. Sein Kopf arbeitete einen schnellen Gedanken aus. Er gieng näher zu der Bande, beschenkte sie, und warf von Zeit zu Zeit prüfende Blike auf die Alte, die dieser nicht entgiengen.

Er stand nachsinnend da, hob an: „höre, Mutter! ich könnte . . .“ brach wieder ab. Endlich gieng er kopfschüttelnd; die Alte aber folgte ihm, trat zu ihm; er schien sie zu erwarten. „Du hast etwas im Kopfe, Goldsohn?“ fragte die Alte listig und errathend. — „Wenn du schweigen könntest!“ antwortete rasch Raßdorf. — „Schweigen? lachte das Weib. Wenn wir das nicht könnten, wer kann es denn?“ Raßdorf rieb die Stirn, verfinsterte die Augen, sann, und rükte dann endlich mit seinem Auftrage hervor. Das Weib lächelte listig; denn sie errieth, was er verschweigen wollte. Sie bekam ihre Rolle, ein Geschenk, und das Versprechen auf eine reichliche Belohnung, wenn sie ihre Rolle gut spielen würde. Die Alte versprach; und Raßdorf gieng finster, mit Gewissensbissen beladen zu Hause. Er zitterte vor der Entdekung, erröthete vor Scham; aber vor dem Verbrechen zitterte er nicht, der Verführer.

Die Alte schwebte nun von weiten um Ma-

riens Wohnung her, bis sie den glüklichen Augenblik ersah, da Marie allein, versenkt in tiefe Gedanken, auf die Waldhöhe hinter ihrem Hause hinauf gieng. Die Alte folgte ihr heimlich, schrie auf, und Marie, die herzu lief, fand sie auf der Erde. Die Alte bath sie, ihr aufzuhelfen. Marie half ihr auf einen Baumstamm, sezte sich zu ihr, und fragte, ob sie Schaden genommen habe.

Nun hob die Rolle der Alten an. Sie betrachtete Marien starr und fest, legte die Hand an die Stirn, als ob sie nachsänne, lächelte, schüttelte den Kopf, sprach im feierlichsten Tone einige räthselhafte Worte, und erregte so Mariens Aufmerksamkeit. Marie both ihr ein kleines Geschenk. „Du würdest mir, sagte die Alte, viel mehr geben, sähest du, was ich sehe, wüßtest du, was ich weiß." Der Alten Blike funkelten bei diesen Worten, ihre Worte waren heftig. Sie warf starre Blike auf Mariens Gesicht. Dann schob sie Mariens Hand mit dem Geschenke zurük. „Ich will nichts, nichts, schönes Kind; behalte dein Geld. Sei demüthig, wann dich Gott erhöhet; sei wohlthätig, wann du reich bist. Folge meinem Rathe, du hast ihn nöthig, goldenes Mädchen; und denke an mich, wann du in Gold und Seide gehst, und in Schlössern wohnst. Gott sei mit dir! Ich will gehen. Du wirst bald erfahren, daß ich die Wahrheit weiß. Behalte dein Geld, ich will nichts; aber über's

Jahr, dann komme ich wieder, wenn du nicht hochmüthig geworden bist, dann, Tochter, sollst du der alten Mutter reichlicher geben."

Marie erröthete. Lächelnd in der Beschämung, fragte sie die Alte: „Was weiß Sie denn, Mutter? Nehme Sie doch!" Sie verdoppelte die Gabe. — „Ich nehme nichts, und wenn du mir viel Gold bötest, schöne Tochter. Aber in Jahr und Tag bist du die Frau eines sehr reichen, jungen, vornehmen Mannes, du wohnst in einem prächtigen Hause, hast Bedienten, und fährst mit Kutsche und Pferden. Du lachst, Tochter? Lache nicht, Goldkind! Ich bin arm, blutarm; aber hier nimm, was ich habe, den silbernen Ring, und diesen goldenen Pfennig sammt der Schnur: mein seliger Mann schenkte ihn mir auf die Treue. Die hole ich über's Jahr von dir ab, wann du eine vornehme Dame bist. Bleibe du fromm, mein Kind, und zweifele nicht. Du wirst es mir einmal belohnen."

„Woher weiß Sie denn das, liebe Mutter? Wie sollte das möglich seyn?"

„Bei Gott ist nichts unmöglich, und gute Engel umgeben dich, Goldmädchen. Dir schadet kein Sturm, kein giftiger Thau. Alle Menschen lieben dich, Niemand kann dich belügen, auch wenn er wollte. Keine Krankheit kann dich überfallen. Gott und die Engel lieben dich, from-

mes Kind! Denke an mich! Und hättest du noch keinen Mann gesehen, ausser die Bauern im Dorfe, der reiche Mann wird nicht ausbleiben. Denke an mich!“

Nun wurde Marie unruhig. Sie fragte mehr, und die Alte nahm ihre Hand. Sie besah dieselbe länge und mit feurigen Bliken. „Ich weiß nicht, sagte sie nun kopfschüttelnd, wie es mit dir ist, mein Kind. Ich wollte schwören, wenn du nicht so fromm, so unschuldig wärest, du kenntest den Mann schon, der dich heirathen wird.“ Marie glühete. Sie wollte ihre Hand zurük ziehen. Die Alte nahm die andere Hand, sagte dann kopfschüttelnd: „Was ist das, mein Kind? Ein reicher Mann, jung, schön, liebt dich. Niemand weiß es, als du allein. Du liebst ihn, du bist ihm von Herzen gut. Bald wird er kommen, und dich heirathen; aber Thränen wirst du noch vergiessen, ehe du glüklich wirst. Soll ich dir einen Rath geben, meine Tochter? Soll ich?“

Marie sah sie mit offenen Augen an. „Willst du glüklich seyn, Kind, so schweige; sage keinem Menschen, was du weißt, was du hoffst, was du wünschest; keinem Menschen, nicht deiner Mutter oder deinem Vater, keinem Menschen, als dem allein, der dich lieb hat. O, du wirst glüklich werden, und dann wirst du an mich arme alte Frau denken, die dir dein Glük prophezeite.“

Marie zog alles ihr Geld hervor; aber die Zigeunerin schlug es aus. „Nein, nein! rief sie; nach einem Jahre, dann wirst du mir mehr geben, viel; dann will ich dir wieder sagen, wie du es machen sollst, daß dein Mann dir sein Lebenlang gut seyn muß."

„Warum will Sie mir das nicht jezt sagen, liebe Mutter?" fragte das getäuschte Mädchen.

„Du bist fromm, hob die Alte an; die Engel haben dein Auge bewahrt, daß es nie Mannspersonen angesehen hat. Aber da blizte dein Auge, da schlug dein Herz, als Er kam; nicht wahr, Töchterchen? Sprich mit Niemanden davon. Stelle dich gleichgültig gegen alle Menschen, thue, als wolltest du nie heirathen. Aber deinem Bräutigam sage es, wie lieb du ihn hast. Nicht wahr, er sieht dich traurig an, sein Herz thut ihm weh? Sei du freundlicher, thue ihm Alles zu Gefallen, habe ihn lieber, als Alles, und du wirst glüklich seyn, und Gott sei mit dir, Kind, bis über's Jahr, da sehe ich dich wieder."

Hier stand die Alte auf, streichelte mit den Worten: „du frommes Glükskind!" Marien über die glühende Wangen, und verlor sich in dem diken Gebüsche. Marie blieb in der heftigsten Unruhe auf dem Baumstamme sizen. Ihr Glaube an Wahrsagen war vorher schon da. Die Uneigennüzigkeit der Frau, die Gewißheit, mit der

sie ihre Liebe, ihr Geheimniß kannte, das kein Mensch wußte, hätten alle Zweifel aus ihrer Brust, wenn welche da gewesen wären, weggerissen. Sie glaubte mit der festesten Gewißheit den Worten der Alten. Kein Zweifel, daß Raßdorf sie heirathen würde, regte sich mehr in ihrer Brust, und ihr Herz schlug in dem heiligen Entzüken der beglükten, und, noch mehr, der von Gott gebilligten Liebe. Die Warnung der Alten, sich Keinem, selbst ihrem Vater nicht, zu entdeken, wenn sie glüklich seyn wollte, war sie fest entschlossen zu befolgen. Sie stand mit glühender Stirn auf, nur die Liebe bewegte ihre Brust, nicht die Eitelkeit. Sie sah sich nur, wie sie jezt gekleidet war, in Raßdorfs Armen, im tiefen schattigen Walde, nicht in Gold und Seide, nicht in der prächtigen Carrosse. Nicht mit Einem Gedanken fiel ihr bewegtes Herz auf die Pracht, auf den Reichthum, die sie umgeben würden. Sie liebte nur, und war glüklich. Sie betrachtete Raßdorfen von diesem Augenblike an als ihren Mann, den die Vorsehung ihr gegeben hatte.

Einige Tage darauf kam Raßdorf. Er sah die Wirkung, die seine List gehabt hatte. Marie wartete schon seiner in dem Grunde, sie kam ihm hoch erröthend entgegen. Die Freude, die reinste Liebe strahlten ihm aus ihren Bliken zu. So zutraulich, so hingebend war sie noch nie gewesen. Er faßte ihre Hände, er drükte sie,

und ein sanfter Händedruk mit einem vertraulichen Lächeln belohnte ihn. Er umfaßte sie, sie litt es heute; er drükte in seinem Entzüken den ersten Kuß auf diese frischen Lippen; Marie erröthete, bog sich ab; aber sie riß sich nicht aus seinen Armen. Zum erstenmale sprach er von seiner Liebe. Marie schwieg zwar, aber sie warf zärtliche Blike auf ihn. Er redete von einer glüklichen Zukunft, von Mariens glüklichen Tagen, und die Augen des frommen Mädchens füllten sich mit Thränen der Liebe, der gerührten Dankbarkeit.

Sie blieb länger, als gewöhnlich, bei ihm, und sie sank endlich, von seinen Liebkosungen erweicht, von ihrer Gewißheit geleitet, von ihrer Liebe bezwungen, an sein Herz, und gestand mit Seufzern, rinnenden Thränen, und halben Worten, daß sie ihn liebte. Berauschende Küsse wurden gewechselt. Einige räthselhafte Worte Raßdorfs bestärkten Mariens Glauben noch mehr. Sie gieng endlich, voll ihrer Liebe, voll des Entzükens, voll des höchstens Vertrauens zu Raßdorfen, nach Hause.

Das arme, unschuldige Geschöpf glaubte jezt, nicht zu viel thun zu können. So bald ihr Vater abwesend war, besuchte sie den Geliebten. Ihre Liebe, ihr Zutrauen, die Furcht, den Geliebten zu beleidigen, ihre Unschuld gaben dem Betrieger endlich, was er wünschte. Das Ver-

brechen war nun vollendet; ach! und nun hieng Marie mit unaussprechlicher Liebe, mit glühender Leidenschaft an dem Elenden, der sie betrogen hatte, und der sie jezt noch schreklicher betrog. Der Wollüstling fand in den unschuldigen, zitternden, vor Reue und Ahndung zitternden Umarmungen des liebenden Mädchens die Befriedigung nicht, die er erwartet hatte. Er hatte nur immer Wollust, nie Liebe geschmekt. Er fühlte in Mariens Armen die ganze Last des Verbrechens, weil sie es nicht mit ihm theilte. Das Mädchen war gefallen; aber nicht lasterhaft geworden. Ihre Liebkosungen waren nichts, als geheime Vorwürfe seiner Verrätherei. Er wurde Mariens müde, weil sie tugendhaft war.

Er gab eine Reise vor; er verließ Marien, aber er ließ ihr die Hofnung auf seine Hand. Er fühlte sich zum erstenmale durch die Erfüllung seines Wunsches unglüklich. Mit Unruhe reisete er ab, mit einer ahndenden Furcht der Zukunft. So bald er in der Stadt war, stürzte er sich in die Zerstreuungen der grossen Welt, um seine Unruhe los zu werden. Es gelang ihm. Nun gab er Wilhelmen die Försterstelle des alten Kaiser, den er in Ruhe sezte; und Wilhelm flog auf Flügeln der Liebe nach Randeln hinaus.

Sein Wunsch war nun erreicht. Er besuchte seinen alten Freund, den Förster Schaller. Jezt bat er ihn um Mariens Hand. Der Alte gab

ihm die Rechte zur Versicherung seiner Einwilligung. „Jezt, sagte er, bist du mir lieb, Wilhelm, auch wann ich nicht zu Hause bin. Thue meiner Marie den Antrag selbst; dann will ich hinterher kommen. Ich weiß nicht, was dem Mädchen seit einiger Zeit fehlt. Gehe; Gott mit dir!“

Wilhelm gieng; aber er fand Marien traurig, daß Raßdorf so lange zögerte. Er wagte es nicht, heute sein Wort anzubringen. Er kam wieder, und fand sie noch trauriger. Er verlor die Hoffnung nicht; denn sie war doch so freundlich gegen ihn, so sanft, so gut. Endlich auf einem Spaziergange mit ihr in dem Waldgrunde entdekte er ihr sein Herz, und bat um ihre Hand. Marie zerfloß in heissen Thränen, statt zu antworten. Wilhelm wurde dringend; er bat nur, sie möchte ihm nicht alle Hofnung nehmen; aber heisser flossen Mariens Thränen, und sie antwortete nicht. „Gib ihr Zeit, sich zu besinnen, Wilhelm! sagte der Vater. Bei Marien muß das Obst reif werden, ehe sie es abschüttelt. Gib Acht, die springt nicht in's Ehebette, sondern betet sich hinein.“

Der Vater sprach selbst mit Marien, und bekam nichts, als Thränen, zur Antwort. Man wartete, man hob wieder an; Marie blieb endlich dabei, daß sie sich nicht von ihrem Vater trennen könnte. Da kam Wilhelms Vater, der alte

Jacob, aus der Residenz nach Randeln. Er gab mit einem heftigen Kopfschütteln seinem Sohne die Hand. Er war seltsam bewegt. Hundertmal fieng er an: „höre, Wilhelm! mit Marien ...“ und brach wieder ab, und blieb bei seinem Kopfschütteln. Wilhelmen wurde bange bei seines alten Vaters Benehmen.

„Ich will selbst zu Schallern, sagte Jacob, sich unmuthig die Stirn reibend. Und wenn Marie dich nun nicht wollte, Wilhelm?“ Wilhelm wurde todtenbleich; er antwortete nicht. Jacob gieng zu Schallern, voll Sorge und Unruhe; denn etwas hatte er gemerkt. Er erzählte nämlich dem Herrn von Raßdorf, daß sein Sohn um Marien angehalten habe. Aufmerksam drehete sich Raßdorf zu ihm. „Marie aber, fuhr Jacob fort, scheint nicht zu wollen. Das Mädchen thut jezt nichts, als weinen.“ Bei diesen Worten wechselte der Edelmann die Farbe; eine grosse Unruhe ergriff ihn. Jacob bemerkte das. Als er allein war, überlegte er Mariens Thränen, seines Herrn Unruhe; ihm fielen die häufigen Besuche Raßdorfs auf dem Vogelherde ein. Sein Herz fieng an, zu schlagen. Er fürchtete seines Sohnes Leidenschaft, und er bat um ein Paar Tage Urlaub nach Randeln.

Nun gieng er nach Schallers Hause. Er traf Marien allein. Er bat sie mit der sanftesten Treuherzigkeit, sich wegen seines Sohnes zu er-

klären. Marie fieng an, zu weinen, und erklärte, wie immer, sie könnte ihren Vater nicht verlassen. Der alte Jacob trat ans Fenster, seufzte: „Gott segne uns Alle! Aber ich muß!“ Er wendete sich wieder zu Marien, er faßte ihre Hand, er sagte mit zitternder Stimme: „Sieh, liebe Marie, der gnädige Herr hat ihm die Försterstelle gegeben, damit er dich heirathen soll. Der gnädige Herr sieht es gern.“ Da erblaßte Marie. Da fuhr ein heftiges Zittern durch ihren Körper. Sie stand bleich und sprachlos da. Nach einer langen schreklichen Minute stotterte sie endlich hervor: „Das ist nicht wahr!“

Der alte Jacob zitterte eben so heftig, da er seine Befürchtung bestätigt sah. Er schwieg lange. Endlich sagte er zitternd: „Gott gebe nur, daß man dich nicht betrogen hat, Marie!“ Mit verlöschenden Bliken sah ihn das auf's neue erbleichende Mädchen an, und fragte mit einem entsezlich ängstlichen Tone: „Wer? wer?“

„Unser Herr!“ antwortete leise Jacob. Marie schrie entsezlich auf, und schlug die zitternden Hände vor die Augen. „Betrogen!“ Das einzige Wort jammerte sie einige Male hervor. Jezt nun drang der Alte in Marien mit Bitten, Liebkosungen, Thränen, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Vergebens. Sie schwieg wieder. Denn ihr Glaube an Raßdorfs Liebe hob sich auf's neue gewaltsam hervor. Jacob bemerkte das.

„Liebe Marie, sagte er nun fest, glaube mir, glaube diesem grauen Haupte, du bist betrogen; denn unser gnädiger Herr heirathet die Gräfin von Klenau. Zwar soll das noch Niemand wissen, aber du, armes Kind, mußt es wissen."

Bei diesen Worten sank die Kraft des Betrogenen Mädchens. Sie trat mit finstern, starren Bliken auf den alten Bedienten zu. Sie fragte mit einer seltsamen, bebenden Furchtsamkeit, indem sie Eine Hand auf ihr, die andere auf Jacobs Herz fest drükte: „Ist das wahr?" Jacob nahm ihre Hand von seinem Herzen, hob sie in die Höhe, und sagte: „Ich schwöre bei dem höchsten Gott, es ist so!" Marie drehete sich langsam um, schwankte in ihre Kammer, und riegelte hinter sich ab. Jacob blieb. Nach einer Stunde kam der Vater zu Hause. Jacob war ungewiß, ob er ihm seine Entdekung mittheilen sollte. Da öffnete sich die Kammerthür, und Marie trat, zwar etwas bleich, aber doch ruhig herein. Sie hatte während deß sich der Versprechungen der alten Zigeunerin erinnert. Das waren, dachte sie, die Thränen, die sie noch weinen sollte. Sie war jezt wieder fest überzeugt, daß sie nicht betrogen war. Sie winkte dem alten Jacob, zu ihrem Vater nichts zu sagen. Sie war ein wenig ängstlich, aber ruhig. Jacob schwieg; er wollte erst wissen, was Marie hatte.

Allein bald darauf wurde die Nachricht von

der Verbindung des Herrn von Raßdorf und der Gräfin Klenau allgemein bekannt. Marie sank bei der Nachricht, die ihr der alte Vater gab, in Ohnmacht. Als sie erwachte, sah sie starr um sich, und wurde scheinbar ruhig und still. Der Vater der jezt von Wilhelmen Jacobs Vermuthungen hörte, drang in seine Tochter um das furchtbare Geheimniß. Sie antwortete nicht. Sie schien gefühllos gegen die Bitten ihres Vaters geworden zu seyn. Aber ein furchtbares Zittern ergriff sie, so oft ihr Vater von Raßdorfen anfieng.

Nun kam Raßdorf selbst. Diese Nachricht sezte Marien außer sich. Sie gieng am andern Morgen in den Waldgrund. Raßdorf kam nicht. Sie sezte die Gänge nach dem Vogelherde alle Morgen fort; er kam nicht, und sie kam mit jedem Tage finsterer und ängstlicher zurük. Ihr Vater, Jacob, und Wilhelm sannen vergebens über den Zusammenhang dieser Begebenheit nach. Sie brachten nichts heraus. Sie wußten nicht, in welchem Grade der Edelmann schuldig war. Daß er schuldig sei, behauptete Jacob mit aller möglichen Ueberzeugung. Marie wurde mit jedem Tage in sich gekehrter. Ihr einziger Gang war jeden Morgen nach dem Waldgrunde. Da saß sie, die Augen auf den Weg gerichtet, der von Randeln herführte, bis die Sonne über die Eichen hervor kam. Dann stand sie heftig auf, und gieng.

Wilhelm war alle Tage in ihrem Hause. Ihr Gram hatte seine Leidenschaft vermehrt. Er saß neben ihr, er bat sie, heiter zu seyn. Er nahm Theil an ihrem Leiden. Seine Liebe sprach aus Worten, Bliken und Handlungen. Marie war sanft gegen ihn; man sah, sie wollte dem Jünglinge ihr Leiden, ihre Thränen sogar verbergen. Sie redete wenig; aber sie drükte ihm von Zeit zu Zeit die Hand; sie lächelte wehmüthig, wann er kam; und schien es nicht gern zu sehen, wann er gieng. Aber zu einer Verbindung mit ihm schüttelte sie jedes Mal mit wilder Heftigkeit den Kopf. Man schwieg endlich davon, und hoffte Alles von der Zeit.

Endlich kam die Gräfin Klenau, um ihre Heirath in Randeln zu feiern. Man sagte es Marien. Sie hörte es seufzend. Sie gieng noch den Morgen, da die Trauung seyn sollte, in den Waldgrund. Heute folgte ihr von weiten ihr Vater. Als das Geläute der Gloken aus Randeln herüber tönte, warf sich Marie auf die Kniee, rang die Hände. Dann sprang sie auf. Sie fand ihren Vater auf der Höhe. Sie faßte wild seine Hand, sagte ängstlich und eilig: „nun! nun!“ und flog neben ihm her nach Hause.

Sie sezte sich nieder, um zu striken. Ihre Farbe wechselte gewaltsam und schnell. Man sah die Gewalt, mit der sie sich aufrecht erhielt, und endlich sank doch der Körper unter der gewaltsa-

men Anstrengung. Sie sank matt an die Lehne des Stuhls, ihr Vater brachte sie auf's Bett, und ein heftiges Fieber ergriff sie.

Den andern Tag kam Jacob. Der Vater führte ihn an Mariens Bett. Thränen rollten dem Greise über die Wangen. „Sieh, Jacob, sagte er schluchzend, so ist es! Aber ich jage dem Teufel eine Kugel durch's Herz.“ Marie richtete sich bei diesen Worten auf, und fragte ängstlich: „Wem, mein Vater?“ — „Dem Teufel, dem Edelmanne!“ antwortete der Vater. Sie schüttelte sanft den Kopf, und sagte mit gefaltenen Händen: „Er ist unschuldig, mein Vater!“

Diese Versicherung machte Schallern und Jacoben wieder ungewiß. Sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Sie baten beide Marien, ihnen zu erzählen, wie das Alles zusammen hänge. Marie aber sagte nichts, als daß der Edelmann unschuldig sei.

Jacob wollte es wissen. Nach ein Paar Tagen sagte er seinem Herrn beim Anziehen: „Schallers Marie ist sehr krank.“ — „So antwortete Raßdorf mit einer großen Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte. Was fehlt ihr denn?“ — „Eine Gemüthskrankheit, sagt der Arzt, antwortete Jakob. Niemand weiß es. Gerade an dem Tage, da Eurer Gnaden Hochzeit war, brach die Krankheit aus.“ Raßdorf er-

blaßte. „Sie gieng alle Morgen nach dem Vogelherde, auch den Morgen, fuhr Jacob fort; und als sie das Geläute hier in Randeln hört, fällt sie auf die Kniee, und seitdem ...“ Immer bleicher wurde Raßdorf. Er wendete das blasse Gesicht ab; aber das Zittern seiner Hände konnte er dem Bedienten nicht verbergen. Er verließ schnell das Zimmer.

„Da habe ich den Teufel! sagte Jacob zähneknirrschend. Aber büßen sollst du, du Bösewicht!“ Am andern Morgen erzählte Jacob wieder von Marien, und sezte das einige Morgen fort. Raßdorf, erschüttert von den heimlichen Vorwürfen des alten Mannes, wählte einen andern Bedienten zum Anziehen, um den Dolchen seines Gewissens zu entgehen. Jacob sah ihn nicht mehr allein. Raßdorf hörte nichts mehr von Marien, und er wurde wieder unter Festen, Besuchen, Jagden, Reisen und Gesellschaften ruhig.

Marie kränkelte fort. Wilhelm war ganze Tage an ihrem Bette. Diese Treue, diese Liebe rührten Marien unaussprechlich. Sie fühlte eine Neigung gegen ihn, die durch jeden Dienst, den er ihr erzeigte, vermehrt wurde. Sie liebte ihn wirklich. Sie sagte es ihm. Der unglükliche Jüngling hoffte nun wieder vergebens. Marie sollte nur unter den Entzükungen einer treuen Liebe sterben. Sie starb in Wilhelms Armen,

an seinem treuen Herzen, und sie nahm ihr unglükliches Geheimniß mit ins Grab.

Der Vater war in Verzweifelung. Wilhelm stand starr an dem Leichname des geliebten Mädchens. Er folgte ihr zu Grabe, ohne Zeichen der Trauer von sich zu geben. Dann gieng er nach Randeln. Er stürzte zu seinem Vater ins Zimmer, rief: „Marie ist tod! und der Bösewicht hier hat sie ermordet! Das hat er gewiß, Vater! Wenn ichs wüßte, seht . . .“ Er riß eine Büchse von der Wand. Der alte Jacob nahm dem Sohne die Büchse. Er hatte ihm die Entdekung von Raßdorfs Schuld verschwiegen. Er zitterte vor der Leidenschaft und dem Zorne des Jünglings. „Marie, sagte Jacob, hat den Herrn für unschuldig erklärt. Ich bitte dich, Sohn, sei ruhig.“

Wilhelm umarmte den Vater heftig, und gieng. Am andern Morgen erhielt Jacob einen Brief von seinem Sohne, worin er ihm schrieb, daß er nicht länger in Randeln leben könne. Er wolle sich unter die Jäger des großen Königs annehmen lassen. Er hielt Wort. Er war fort; und so war auch Jacob durch die Schuld des Wollüstlings kinderlos. Jacob gieng in seinem Schmerze zu Raßdorfen, und kündigte ihm an, daß sein Sohn aus Verzweifelung über Mariens Tod in den Krieg gegangen sei. Er machte dabei Anmerkungen, die das Herz des Elenden durch-

schnitten. Gedemüthigt, in dem Gefühle seiner Nichtswürdigkeit, stand der Herr vor dem Bedienten da, und hatte nicht das Herz, das Auge aufzuschlagen.

Er wußte Mariens Tod schon. Heftig war er durch diese Nachricht erschüttert. Aber zu gleicher Zeit hatte er auch erfahren, daß Marie das Geheimniß, das fürchterliche Geheimniß seiner Schuld mit unter die Erde genommen hatte. Jacob fuhr fort, das Herz des Elenden zu pressen, und in dem Schmerze über den Verlust seines Sohnes sagte er, mit deutlichen Bliken auf seinen Herrn: „Wehe dem, der an Mariens Tode, an meines Sohnes Flucht, und an dem Elende zweier Greise Schuld ist!“ Da ermannte sich Raßdorf. Er sagte mit ungewisser Stimme: „Soll das etwa an mich gehen, Jacob? Es scheint so. Was willst du? Was sollen die Anspielungen? Vergiß nicht, wer du bist, Alter; das wenigstens rathe ich dir!“ — „Gott ist unser Aller Richter, sagte Jacob; und unser Gewissen sein Zeuge! Sie wollen so aussehen, als ob Sie lachten, Ihro Gnaden; aber wer Schuld an Mariens Tode ist, der bringt lieber eine Nacht in einem Pestkranken-Hause zu, als da auf dem Vogelherde; das weiß ich.“

„Jezt gehe!“ rief Raßdorf zornig. Die Anspielung auf den Vogelherd brachte ihn auf. Der Bösewicht fühlte das Gewissen, so sehr er

es auch verspottete. Er sah den Vogelherd nie wieder, er kam nicht mehr in Schallers Forsten, um dem unglüklichen Vater nicht zu begegnen. Er suchte zwar die Größe seiner Schuld sich weg zu räsonnieren. „Das Mädchen war hektisch; starb doch ihre Mutter an der Schwindsucht. Ihr Tod wäre erfolgt, auch wenn sie mich nie gesehen hätte.“ So räsonnierte er; aber immer blieb doch eine geheime Wunde in seiner Seele zurük, die ihn nie ganz heiter werden ließ, bis er endlich unter neuen und verdoppelten Zerstreuungen aller Art auch das lezte Andenken an seine Schuld in seiner Seele verlöschte. Er war wieder der heitere, glükliche Raßdorf, der über Alles spottete, und Jacob schüttelte oft den Kopf über die zu langmüthige Vorsehung.

Ein Jahr ungefähr nach Mariens Tode flog der Wagen Raßdorfs im Galopp auf den Hof. Raßdorf saß todtenbleich im Wagen, seine Frau weinte, der Bediente rief. Alles stürzte herzu. Auch der alte Jacob. Man hob den Edelmann aus dem Wagen. Bebend lehnte er sich auf die Bedienten. „O, was ist dir, theurer Mann?“ fragte seine Frau unaufhörlich. — „Es wird vorüber gehen!“ antwortete er mit matter Stimme. Man brachte ihn auf sein Zimmer. Man sandte nach einem Arzte. Der Bediente, der ihn begleitet hatte, erzählte Jacoben, daß der Herr in Schallers Forst gefahren sei; nicht weit von

Schallers Hause habe er sich nieder gesezt. Auf Einmal ruft Raßdorf: „o Herr Jesus!“ und sinkt zu Boden. Das war Alles, was Jacob erfuhr.

Raßdorf verlangte, daß Jacob die Nacht bei ihm wachen sollte. Er hatte den alten Bedienten seit einem ganzen Jahre gar nicht mehr gebraucht. Jacob blieb bei ihm. Um Mitternacht rief ihn der Herr an's Bett. Er fragte ihn ängstlich: „Sage mir, Jacob, ist Marie wirklich tod?“ Jacob bejahete. „Hast du sie tod gesehen?“ — „Ja, Ihro Gnaden.“ — „Wirklich tod?“ — „Ja, Ihro Gnaden.“ — „Es ist nicht wahr!“ fuhr Raßdorf auf. — „Lieber Gott, sagte Jacob unruhig, das ganze Dorf hat ja die Leiche gesehen. Prediger und Schulmeister sind ja gefolgt. Der Sarg ist ja erst vor dem Begräbnisse zugeschroben. Mein Wilhelm ist ja darum eben davon gegangen.“

„Schweig! rief Raßdorf ängstlich. Ist denn der alte Schaller auch tod?“ — „Nein; aber krank ist er.“ Raßdorf legte sich wieder nieder. Nach einer Pause richtete er sich wieder auf, und rief: „Jacob!“ Mit bebender Stimme sezte er hinzu: „Ich habe heute Marien gesehen. Ich habe sie gesehen.“ Jacob zitterte, und näherte sich ängstlich dem Bette. „Sie ist ja tod, Ihro Gnaden, und selig gestorben.“ — „Ich habe sie gesehen!“ fuhr der Verbrecher zitternd fort.

„Ich bin ihr Mörder!“ stieß er mit einem Schrei hervor. Jezt entdekte er dem alten Bedienten die ganze Betrügerei, das ganze Verbrechen, das Marien getödtet hatte. Jacob zitterte. „Und Schaller ist auch tod. Den habe ich auch getödtet.“ Jacob wollte seinem unglüklichen Herrn das ausreden; aber vergebens. Er versicherte ihm unter schreklichen Schwüren, er habe Marien gesehen. Jacob wußte nicht mehr, was er dazu sagen sollte.

Gegen Morgen fiel Raßdorf in einen unruhigen Schlummer, der ihn mit fürchterlichen Träumen quälte. Er schlug alle Arzenei aus. Er ließ den Prediger holen. Er fragte ihn, ob Erscheinungen der Todten möglich wären. Der Prediger, ein vernünftiger Mann, behauptete Nein. Raßdorf behauptete Ja, ohne aber dem Prediger weiter etwas zu sagen. Eine beständige Unruhe marterte ihn. Er wurde zwar wieder gesund; aber seine Ruhe war für immer dahin. Nach tausend vergeblichen Versuchen, sich von dem Andenken an die Erscheinung zu befreien, gab er sich endlich seiner Gewissensmarter und den verwirrten Vorstellungen seines Kopfes ganz hin. Er saß einsam in seinem Zimmer, grübelte, betete, wurde von Tage zu Tage tiefsinniger und verwirrter. Die Quaalen seines Gewissens hörten nicht auf. Er kam auf die seltsamsten Einfälle; er wollte Mönch werden, dann Herrenhuter. Er hatte nicht vollkommen seinen Verstand mehr.

So hatte er zwei Jahre hingebracht, da entdekte Jacob endlich den Zusammenhang der Erscheinung. Schaller hatte einen Bruder, dessen Tochter seiner verstorbenen Marie sehr ähnlich war. Das Mädchen besuchte ihren Oheim, dessen Erbin sie einmal seyn sollte, auf einige Tage lang. Schaller, der sie nur als Kind gesehen hatte, erstaunte über die Aehnlichkeit des Mädchens mit seiner geliebten Marie, und diese Aehnlichkeit erinnerte ihn wieder so lebendig an seine Tochter, daß er seine Nichte bat, einmal die Kleider seiner Tochter anzuziehen. Das that das Mädchen. Nun erzählte der Vater seiner Nichte das, was er von der trauervollen Geschichte seiner Tochter wußte, und führte sie auf der Höhe weg in den Waldgrund, den Marie so oft besucht hatte. Als er auf der Höhe hinter den Büschen hervor kam, so sah der alte trauernde Vater den Mörder seiner Tochter vor sich sizen. „Sieh, da ist er! flisterte er seiner Nichte zu. Ich möchte dem Bösewicht eine Kugel durch den Kopf jagen!“ Er machte dazu eine Bewegung mit der Büchse; zugleich hob das Mädchen drohend die Hand empor, um mit dieser Bewegung die Worte: „der Abscheuliche!“ zu begleiten. In dem Augenblike sah sich Raßdorf um, erblikte Marien in dem rothen Kleide, das ihr so wohl stand, und in dem er sie so gern gesehen hatte, erblikte sie, wie sie ihm zudrohete, sah den Vater, die Büchse gegen ihn angelegt, sah,

schrie auf: „o, Herr Jesus!“ und sank nieder. Erschrekt dadurch, traten Schaller und seine Nichte hinter das Gebüsch, und giengen schnell hinab. Raßdorf blikte wieder auf, und sie waren verschwunden.

Der alte Förster glaubte, das Anlegen seiner Büchse habe den Edelmann erschrekt. Ihm war bange. Seine Nichte gieng am Abend wieder weg. Er hörte, daß der Edelmann krank sei; er hörte weiter nichts, und er schwieg aus Furcht gern. Das Mädchen hatte Niemand, wegen der Abgelegenheit der Förster wohnung, gesehen. Jacob, der allein wußte, was der Edelmann gesehen haben wollte, mochte den alten Förster nicht damit ängsten, weil diese Erscheinung seinen Tod bedeuten könnte. So blieb Alles verschwiegen, bis endlich bei Schallers lezter Krankheit die Nichte wieder kam. Jacob sah sie, fand die Aehnlichkeit erstaunlich, hörte, sie sei vor zwei Jahren schon hier gewesen. „Wann? fragte Jacob eifrig. Den Tag etwa, als der Herr krank wurde?“ Das Geheimniß war entdekt. Schaller starb; und nun erzählte Jacob seinem Herrn, was er wußte, um ihn von dieser ewigen Todesmarter zu retten.

Raßdorf, um sich zu überzeugen, sah das Mädchen selbst. Sie erzählte ihm, was er allein wußte, und wovon er Jacoben nie etwas gesagt

hatte, daß der Förster die Büchse auf ihn angeschlagen habe; und er wurde überzeugt, daß die Erscheinung Mariens ein Irrthum sei. Aber zu spät für sein Glük. Er verheirathete das Mädchen mit Jacobs Sohne; er überhäufte sie mit Wohlthaten; aber Mariens Geist war nicht dadurch versöhnt. „Sie, Marie war es nicht, sagte er oft, die mir erschien; aber es war die Rache, die Rache des ewigen Richters, die mir da erschien. Mein Verbrechen, mein Gewissen haben mich unglüklich gemacht!“ Er fand nie die Ruhe seiner Seele wieder, und er endigte sein unruhiges Leben in einer Brüdergemeinde, die ihm aber die Ruhe nicht geben konnte, welche ihm sein Gewissen versagte.

IV.

Die Eroberung Pellenens.

Nachdenkend saß auf einem Hügel in der Mittagssonne — der Greis Aratus, der Achäer Feldherr. Heiter und freundlich spiegelte sich die Sonne in der stählernen Rüstung: aber Aratus Antliz sah ernst. Er dachte seine Feldschlachten, alle seine Thaten; und sie standen, bald wie ein trüber, neblichter Abend, bald wie ein schöner lachender Frühlingsmorgen, vor der Seele des Greises. An seiner Seite hatte sich Lysiades gelagert. Lächelnd saß der Jüngling da, an der Seite des Helden, seines Feldherrn; berechnete die grossen Thaten, die er noch thun wollte; freute sich, dem Aratus ähnlich zu werden.

Aratus sah ihn lächeln, und sagte: Du lächelst, Jüngling! und ich — sehe ernst.

Lysiades. Das eben begreiff' ich nicht. — Hätt' ich die Hälfte Deiner Thaten, Aratus! in

mein Leben gezeichnet; ich wollte immer fröhlich seyn, und jede traurige Gegenwart mit der glüklichen Vergangenheit trösten.

Aratus. Du geizest nach Ruhm! — Jüngling, wie theuer hab ich den erkaufen müssen! Um diese Hand voll Erde, auf der ich hier ruhe, wollt' ich ihn vertauschen; und wollt' es für Gewinn achten, könnte ich die Hälfte des unsäglichen Elends gut machen, welches die Kriege, in denen ich siegte, hervor gebracht haben.

Lysiades. Elend, mein Vater? — Ja! es ist wahr, Aratus! — der Gedanke muß schmerzen; — aber die Erinnerung: Hier war es nicht die Grösse meines Heers, sondern meine Klugheit, und mein eigener Muth, was mir den Sieg über meine Feinde gewiß machte. Dort überwand ich einen Tapfern mit Tapferkeit, dort einen Listigen mit List. Hier demüthigte ich einen Stolzen, da stürzt' ich einen Tyrannen, dort zwang ich ein wildes, tobendes Volk unter die Herrschaft weiser Geseze! O, diese Erinnerung Feldherr, diese Erinnerung muß alle Schmerzen, und selbst die Schwachheit des höchsten Alters überwinden.

Aratus. Du siehst noch alles von der lachenden Seite. — Jüngling, der Gedanke: Den überwand mein Arm, den legt' ich in den blutigen Sand, den spaltete mein Schwerdt, den

heftete meine Lanze an den Boden! — ja dieser Gedanke vermehrt das Gefühl eigener Kraft, und dieß Gefühl macht den jungen stolzen Krieger glüklich. — Aber es kommt eine Zeit, wo die Erinnerung an vorige Kraft die Empfindung gegenwärtiger Schwäche vermehrt. O Jüngling, dann haßt man jenen stolzen Gedanken; und statt dessen, schleichen sich die Bilder des verursachten Elends in die Seele. — Denke, wie viele dürftige Hände der Kinder und des Weibes strekten vielleicht nach dem Manne sich aus, den meine Lanze in den Sand stieß? Er nimmt sie nie wieder auf den Arm; drükt sie nie wieder an seine Brust; sinkt nie wieder in die Arme ihrer Mutter, seines geliebten Weibes, wie er sonst that, wenn er aus der Feldschlacht heim kehrte. Wimmernd jammern die Kinder; es jammert das schuzlose Weib, und verstreut die Haarloken aufs immer öde Lager. — Ja, den bohrt' ich nieder! — aber seine Braut harrt in bangen Träumen seiner Wiederkehr; springt auf bei jedem Fußtritte an der Thüre, ob der Geliebte noch nicht komme? — Nein! „Er liegt, von Aratus niedergebohrt auf dem Schlachtfelde,“ so verkündet ihr sein Freund. Sie verzweifelt, zerreißt die volle Brust, an der er ruhen sollte, und senkt den blutigen Dolch in das brechende Herz. Hast Du es schon von dieser Seite betrachtet? —

Lysiades. Von der Seite freilich nicht!

Aratus. Unser Name ist mit Blut und Thränen, auf die Säule des Ruhms gezeichnet. Ist er Dir noch wünschenswerth? —

Lysiades. Und ich möchte doch Deine Thaten gethan haben, grosser Aratus! —

Aratus. Und gelitten haben, wie ich? —

Lysiades. Auch gelitten haben, wie Du! —

Aratus sagte bitter: Jüngling! Meiner Kindheit Gespiele, meiner Jünglingsjahre Freund, Alkamenes, — Du hast ihn wohl nie gekannt? — O, ich liebte ihn wie meine Seele! und ach! daß er noch lebte!! — Aber er ist gefallen; neben mir sank er in der Feldschlacht. Unter gräßlichen Schmerzen floh sein Leben; aber er jammerte nicht. Die Feinde hatten seine Braut getödtet. Nun war Tod sein Wunsch. Er suchte ihn, und fand ihn, und ließ mich verwaißt.

Eine Thräne stahl sich jezt die Wange des Greises hinunter und sank in den silbernen Bart. — Dann fragt' er schnell: Liebst Du, Jüngling? —

Lysiades. Ja! mein Vater! — Ich liebe das beste, das schönste Mädchen Griechenlands, Agathoklea, Epigethes Tochter, in Pellene. Sie ist mir verlobt.

Aratus. Nun, denke Deine Agathoklea, geopfert der Wuth der Krieger! —

Lysiades. Auch dann noch tauscht' ich Deinen Ruhm, grosser Aratus! und litte und wäre glüklich. — Ha! was alles wollt' ich um Deinen Ruhm nicht leiden! —

Aratus. Deine Worte sind eitler Stolz, Knabe! — Sieh', wer kömmt dort den Hügel hinan? — Das Alter hat schon meine Augen geschwächt.

Lysiades. Es ist Damoklides. Er kömmt näher.

Damoklides kam den Hügel hinan, und mit freudigen Bliken sprach er: Feldherr, ein Bote von den Achäern ist im Lager! Er will Dich sprechen.

Aratus. Weißt Du, was er will? —

Damoklides. Unser ganzes Kriegsheer weiß es. Die Achäer haben Dir in Deiner Vaterstadt auf gemeine Kosten eine Statue gesezt, mit der Unterschrift: Dem weisen, gütigen, und tapfern Feldherrn der Achäer, dem grossen Aratus! — Hör! wie unsre Männer jauchzen. — Sie bekränzen den Boten, und opfern. Komm! und theile die Freude mit uns.

Lysiades. Siehst Du, Feldherr! Ach! daß ich Deinen Ruhm erreichen könnte!

Sie giengen: Aber sieh, plözlich schwieg das Gejauchz' im Lager. Soldaten drangen aus dem

Lager Aratus entgegen. Schreken hatte die Röthe von ihren Wangen gebleicht.

Ein Soldat. „Keine gute Nachricht, Feldherr! Die Aetolier und Agis haben Pellene überrumpelt.“

Aratus. „Und erobert? —“

Der Soldat. „Und erobert! — Götter! Lysiades! was ist Dir?“

(Lysiades starrte vor Schreken.)

Aratus. Es ist seine Vaterstadt. — Sei ruhig! Lysiades! — Wo ist der Bote? — Lysiades! Deine Vaterstadt ist erobert, und Du wurzelst vor Schreken in den Boden?

Lysiades. „Vergieb dem ersten Schreken. Er überwältigt immer den Jüngling. — Ich bin Deiner würdig! ich will den Boten mit Ruhe anhören! —“

Der Bote kam, und er erzählte:

Heute Morgen — wir lagen noch in der süßesten Ruhe — da stürmten die Aetolier, und Agis mit seinen Spartanern, tobend, in die Stadt. Sie waren über den Berg Gerania gegangen.

Aratus. Agis! Wie groß könntest Du seyn, hingest Du nicht an den Aetoliern. — Weiter!

Der Bote. Unbeschreiblich war unser Entsezen, wie wir aus unsern Häusern stürzten, und

die wüthenden Aetolier auf uns eindrangen, und uns mit den Schwerdtern niederschlugen! Es war ein gräßlicher Anblik, Feldherr! wie die Männer vergebens um ihr Leben fleheten; vergebens die Weiber die Knie der Blutlechzenden umfaßten; vergebens die Kinder —

Aratus. Und der Greis Epigethes? Geschwind! Wie mit dem? —

Bei dem Namen Epigethes wurde Lysiades bleich, seine Knie zitterten; zwei Krieger, die es sahen, hielten ihn.

Der Bote. Epigethes stürzte aus seinem Hause, und rief: dem Agis nach! Jeder wich ihm; sie ehrten sein ehrwürdiges Alter. — Seine Tochter Agathoklea stürzte ihm, bleich und bebend nach, um ihn zurükzuhalten.

Lysiades sank hier bebend auf die Schulter der ihn stüzenden Krieger.

Der Bote. Umringt war das schöne furchtsame Mädchen, umringt von lüsternen Kriegern. Es entstand ein Gedräng um sie. Epigethes stürzte sich in das Gedränge. Ich hörte des Mädchens Stimme jammern. Aber ihn schleppten zwei Aetolier zum Agis. „Sie ist todt! rief Epigethes, und sank nieder. Da floh ich. —“

Jezt faßte Lysiades, schreklich das Auge rollend, die beiden Krieger bei den Schultern, und

starrte sie an, und rief: Sie ist todt! und fiel zu Boden.

Lysiades lag da, todtenbleich. Man richtete ihn auf. Er erwachte.

„Sie ist todt!" rief er noch einmal schreklich, und nun sprang er auf. Sie war mein! meine Braut! — Auch mit ihrem Blute ist Dein Name, Aratus! auf die Säule Deines Ruhms gezeichnet! — Auch mit meinem Blute zeichne ihn, Elender! rief Lysiades: Sie ist todt! — Dank euch, Götter! daß es mehr Wege zum Tode giebt, als Wunden!

Aratus ergriff wehmüthig seine Hand, und sagte: Lysiades, sei ein Mann!

Lysiades. Ein Mann! ein Mann! und sie ist todt!

Aratus. Du bringst Dich um den Ruhm eines Helden, Lysiades!

Lysiades. Ruhm? — Ha! jeden Ruhm, und wenn er Deinen zurük ließe, wie die Sonne den Erdkreis, gäb' ich um ein Lächeln von ihr, einen Kuß von ihren Lippen. Ach! meine Agathoklea! meine verlorne, meine geliebte Verlobte!

Aratus. Dein Gespräch erst war Luft; und Dein jeziges ist Thorheit. Dein größter Feind bist Du selbst. Ueberwinde Dich, Jüngling! und Dein Ruhm ist größer, wie meiner.

Lysiades für sich. „Ha! Götter! todt! todt! die Blume!“ Er sank zur Erde, und barg sein Gesicht in das Gras. Dann sprang er wieder auf, und rief: „Ich bin nun nichts mehr. Nehmt!“ Er warf den Helm zur Erde. „Was brauch ich ferner des Helms? Das Elend nimmt andere Wege!“ Er schlug auf sein Herz. „Hier! hier, geize nicht nach Ruhm. Thoren geizen nach ihm und sind glüklich. Ich will auf der schändlichsten Flucht vor einem Weibe, vor ganz Griechenland ertappt und verlacht werden; nur gebt mir meine Agathoklea zurük! Ha! ich bin nichts! — Lebt wohl!“ — Er schlich mit einem bittern Lächeln durch die Reihen.

Aratus hielt ihn; Junger Mann! wer soll Agathoklea's Tod rächen? — Sollen ihre Mörder ungestraft Deiner spotten, wenn sie hören: Lysiades, der Verlobte der schönen Getödteten heulte wie ein Weib, und verbarg sich wie ein Weib, statt Rache zu nehmen?

Lang sah ihn Lysiades starr und schweigend an: die Thräne stand. Immer röther wurde die Wange; immer blizender das Auge. Seine Brust schlug. Er faltete die Hände, dann hob er beide geballt über sein Haupt.

„Ha! Aratus! -- Götter! -- Mein Schwerdt! --“ Aratus winkte dem Soldaten, es ihm zu geben. „Götter!“ rief Lysiadus noch einmal; er besah sein Schwerdt. Sein Auge hieng gierig auf der

Schneide. Dann schwang er's. „Ich habe es! — So hört, ihr! ihr! — Mit welchen Namen soll ich euch nennen? — Rachgöttinnen! Eumeniden! — Der beflügeltsten, blutigsten Wuth; — dem thränenlosen Zorn; der gränzenlosesten Rache weih' ich dieß Schwerdt! weih' es! weih' es! — und bring es dann, wenn es im Blute der Mörder geschwelgt hat, dann bring ich es sterbend mit meinem Leben, euch! als ein süßes Opfer! — Aratus! laß uns ziehen, Feldherr! — Nach Pellene!"

Aratus. Du sollst Rache haben. Ich schwöre Dir, mein Sohn! Du sollst Rache haben! — Alle standen vor Zorn zitternd, und schwuren Rache. Alle riefen: Nach Pellene! Feldherr! —

Da ertheilte Aratus die Befehle. Lysiades sollte den ersten Angriff thun, wenn die Trompete tönte, und Aratus am Hügel wegzöge.

Sie zogen ins Lager. Eilfertig wurde es abgebrochen. Eilfertig giengen die muthigsten Männer mit Lysiades, und Lysiades der erste, den Weg nach Pellene. Und Aratus folgte ihnen langsamer mit den übrigen Kriegern. —

Lysiades kam mit seinen Männern an einen Altar Dianens. „Halt! rief er;" hier am Altar der Göttin, schwört mir, mir nach zu stürmen, keinen Aetolier zu schonen, und wenn er am Altare der Götter euch flehete! Sie schwuren den

Schwur, keinen zu schonen, und wenn er am Altare der Götter flehete.

Da umarmte Lysiades jeden, und küßte ihn. Sie eilten vorwärts, Eben sank die Sonne hinter die Berge, da sahen sie aus dem Gebüsche auf dem Hügel, an welchem Aratus wegziehen wollte, die Stadt; sie hörten schon das Jauchzen der Eroberer, und freuten sich der blutigen Rache.

Lysiades stand, wo er vom Hügel herab die Stadt schon kannte, und sein Fuß eilte vorwärts, ehe noch die Trompete Befehle zum Angriffe gab.

Götter! so sagte er zu einem Krieger, der neben ihm stand, der Feldherr zögert heute. Es wird Nacht, ehe er anrükt.

Ein Soldat. Habe doch Geduld, Lysiades! — Du bist so voraus geeilt, daß ich kaum mit den andern Dir folgen konnte. Aratus kann den Hügel noch nicht vorbei seyn, und dann erst soll Dir die tönende Trompete das Zeichen zum Angriffe geben. Habe nur Geduld, Lysiades! —

Lysiades. Geduld! — Ach! Götter! — So sieh einmal hin, ob er den Hügel noch nicht vorbei zieht? — „Der Krieger gieng." — Götter! Ach! Geduld! — Ach! Agathoklea! So seh ich Dich nicht wieder? — — Zieht Aratus vorbei? —

Ein Soldat. Noch nicht, Lysiades! —

Lysiades zitterte vor Ungeduld. Jezt fragte er glühend: Hörtet ihr die Trompete? Aratus bläst zum Angriff.

Soldaten. Du irrst! Lysiades! du irrst Wir hören nichts! —

Lysiades. Nichts? — Eure Ohren müssen mit dem Feinde im Einverstande seyn. Jezt aber? —

Soldaten. Nein! Lysiades! Es ist das Gerassel unsrer Waffen.

Lysiades. Himmlische Götter! welche Marter! — Geh einer, und erwarte sie.

Ein Soldat geht, kömmt sogleich zurük. „Aratus zieht am Hügel weg!“

Jezt erklang die tönende Trompete; jezt erschallte das Kriegsgeschrei: Rache und Diane! Jezt stürmte Lysiades den Hügel hinab, mit seinen rüstigen Streitern zur Stadt. Er drang durch das schlecht verwahrte Thor, und hieb die halb trunkenen Aetolier nieder. Nun drang er in die Stadt. Aratus war auf seinen Fersen.

Wie Agis das Kriegsgeschrei hörte, den Klang der Trompete vernahm, so schwang er die blizende Lanze, und rükte mit seinen Spartanern auf den Markt, und ließ die Aetolischen Führer

zu ihren Männern eilen. Er rükte vorwärts auf dem Markte, gegen die Gasse, die vom Thore herführte.

Da drang Lysiades ungestümm mit seinen Männern auf den Markt: Agis ihm entgegen. Aber Lysiades wandte sich, und rief gegen Agis:

„Mit dir hab ich nichts, König von Sparta! — Ich suche die Aetolier!“ — und er wollte, bei den Spartanern vorüber, auf den Haufen Aetolier stürmen, die in der Nebengasse sich reiheten.

Agis rief: Nicht so! Jüngling! — die Aetolier sind meine Bundesgenossen! — Er winkte, und die Spartaner griffen an.

Männer! rief Lysiades: folgt mir! und er drang mit tobender Gewalt in die Reihen der Spartaner. Seine Männer stürmten ihm nach. Die Spartaner konnten nicht die Gewalt der Wütenden aufhalten; wie ein Waldstrom, durch den baumreichen Wald sich stürzt, unaufhaltbar dahin rauscht, so stürzte Lysiades mit seinen Männern in die Reihen der Spartaner, und trennte sie. Die Spartaner wichen.

„Steht! Spartaner! donnerte Agis durch die Reihen, und nun stürmte er mit blizendem Schwerdt, mit funkelnden Augen auf Lysiades ein.“

„Du verachtest mich, Jüngling! daß du mit mir nicht kämpfen willst. Aber nicht eher gehst du von hier, du habest mich versucht!“ Schnell griff er ihn an.

Lysiades wild: „Halte mich nicht! König von Sparta! — Halte die Löwin nicht, der man die Jungen geraubt hat! — Du hältst mich vergebens!“ Wie ein Bliz drang er auf Agis ein, seine Jünglinge drängten ihm nach, und sie mäheten sich durch die Spartaner zu den Aetoliern, die halb trunken sich kaum in Ordnung stellten.

Ehe sie Lysiades erreichte, so drang der Greis Epigethes zu dem Lysiades, mit zerrauftem Haar, mit empor gehaltenen Händen, mit starren Augen; und mit bebender Stimme sprach er: Rache! Rache! Lysiades! die vollgültigste Rache! die Aetolier haben unsre Mädchen geschändet, getödtet.

Und Agathoklea? fragte zitternd Lysiades.

Epigethes. Die Götter wissen, wo sie ist. Ich habe sie nicht wieder gesehen! — Dort der Hauptmann hat sie geraubt. Tod über den Schändlichen!

Lysiades. Tod! dreifachen Tod über ihn! bring ich nicht sein Haupt Dianen zum Rachopfer, so mögen ihm die Götter vergeben, dem

schamlosen Buben! So sei mein Name schändlich in ganz Griechenland! —

Da stürmte er auf die Aetolier los. Aratus focht indeß mit den Spartanern. „Hervor! schändlicher Mädchenräuber! hervor!“ — Wütend rief das Lysiades dem Hauptmann der Aetolier zu. — Heute hast Du mit Mädchen gespielt: besteh nun Männer!

Der Hauptmann kehrte in den dichten Haufen der gewafneten Aetolier zurük.

Lysiades. Mir nach, wer den Schändlichen haßt! Da stürmten die Männer in die Aetolier. Jezt bahnte sich Lysiades, rechts und links niederhauend, den Weg zu dem Hauptmann. Ha! Schändlicher! schrie er, und er hieb sein unbedektes Haupt ab, daß es in den Sand rollte.

Er ergriff es, gab es einem Soldaten: der stekte es auf die Lanze. Nichts widerstand der Wuth der Achäer. Die Aetolier flohen, Lysiades war auf ihren Fersen, bis er müde vom Würgen, von ihrem Nachjagen zurükkehrte, ganz mit schwarzem Blut und Staub bedekt.

Auch Agis war mit seinen Spartanern gewichen. Aratus drang mit den Achäern auf ihn ein. Agis bezeichnete jeden Schritt, den er wich, mit Leichen; — doch mußte er endlich dem Greise

Aratus weichen, der von allen Seiten ihn bestürmte. Der Sieg war erfochten, **Pellene** war **frei**. —

Da stürzten die Bürger aus ihren Häusern; hinter ihnen die bebenden Mütter, die geretteten Säuglinge auf ihren Armen, und hielten sie den blutbedekten Siegern hin, und sanken vor ihnen nieder, nannten sie ihre Retter, ihre Schuzgötter! —

Da bebten die Mädchen, mit zerrissenen Schleiern, den Müttern nach; — einige frohlokten, daß nicht die Schande, entehrt zu seyn, sie getroffen; — andere verbargen die schamrothe Wange in den Busen der Mutter.

Die Knaben brachten Wein, die müden Sieger zu erfrischen, und Wasser, das Blut und den Staub von ihren Gliedern zu waschen. —

Wenige Mädchen fehlten, mehrere Jünglinge. Und die Bürger jauchzten über die glükliche Rettung. Lysiades Mutter schloß ihn, so blutig er war, in ihre Arme, und seine Schwester hieng ihm am Halse, und segnete sich, daß sie der Schande entflohen sei. Freue Dich, Bruder! sprach sie mit zitternder Stimme: und preise die Götter mit uns! — Pellene ist frei, und deine Schwester noch Jungfrau!

Aber stumm stand er, hob nur zuweilen das

finstre Auge auf, dann schlug er es nieder auf den Kopf des Hauptmanns, den er in den blutigen Händen hielt, und erwiederte nicht die Liebkosungen der zärtlichen Schwester.

Da trat Epigethes traurig hinzu, und sagte klagend: Du hast mich gerächt, mein Sohn! — hast Agathoklea gerächt! — Wo ist sie? — Könnt' ich nur ihren Leichnam finden! — und ihn begraben! — Und so gieng er wieder, die Hände ringend, durch die Haufen der Bürger, die alle ehrerbietig ihm auswichen, und suchte unter den todten Körpern seine geliebte Tochter. —

Lysiades Schwester brachte eilig Wasser, ihren Bruder zu waschen, aber er sprach ernst: Erst will ich Dianen mein blutiges Opfer bringen, dann gute Schwester! dann sollst Du mich waschen.

Schwester. Soll ich nicht erst Dein Schild und Dein Schwerdt —

Lysiades. Mein Schild! da! aber mein Schwerdt? nicht so! auch das weih' ich; so hab ich geschworen! — Leb wohl! Mutter! — Leb wohl, Schwester! — „Sie sahen bebend ihn an. Da wand er den Blik, sah zum Himmel, und sagte: Euch, Eumeniden! hab ich dieß Schwerdt geweiht, wenn es in dem Blute der Mörder meiner Agathoklea geschwelgt hat. Es hat geschwelgt! — Er besah die blutige Schneide. —

Mein Tagewerk ist vollendet! — Was soll mir mein Schwerdt? — Einen grössern Dienst leistet' es mir nie. Ich will es nie wieder führen. Jezt laßt mich, ich gehe, und weih' diesen Kopf Dianen! Er gieng durch die Menge, die ihm traurig nachsah, wie er zum Tempel gieng.

Jezt trat in die Thüre des Tempels eine majestätische weibliche Gestalt. Starrer Schreken ergriff das Volk. Tausend Stimmen riefen auf einmal: Diana! dort im Tempel! Da sanken alle von tiefer Ehrfurcht nieder; niemand erhob das Auge, die Göttin zu sehn, daß ihr Blik nicht tödte. Sie stand in der Thüre des Tempels, einen strahlenden Helm mit drei Federbüschen auf ihrem Haupte. Es entstand eine furchtbare Stille, als ob der Markt mit lauter Todten bedekt wäre. —

Ha! die Göttin! rief Lysiades: Du nimmst, Du nimmst mein Opfer gnädig, Diana!" und lief eilender zum Tempel: aber das Auge erhob er nicht, die Unsterbliche zu sehen. Er stürzte von den Stufen des Tempels auf die Knie, legte das blutige Haupt in den Staub, hob die Arme zu Dianen empor, und betete so:

Dir, grosse Göttin! Diana! Schüzerin Pellenens! weih ich das Haupt des Schändlichen, der Agathoklea entweihete, dann tödtete. — Du hast heute unsre Männer geschüzt, unsre Män-

ner, die dich ehren. Hast Sieg uns, hast Ehre uns gegeben, hohe Göttin! — Dir jauchzt die Dankhymne unsers Volks, daß du sie rettetest. Jezt erscheinst Du sichtbar dem sterblichen Auge! — Wie soll ich Dich begrüssen? Tochter Zeus! — Wie soll ich Dich nennen, keusche Jungfrau? — Königin! Geliebte Zeus! — Nimm gnädig das Opfer, das ich im Staube gebükt Dir bringe. Sei ferner gnädig Hellenen! — Sei die Schüzerin Aratus, und der Achäer! —

Da sanken seine Arme nieder: Und euch Eumeniden weih ich dieß Schwerdt! — Ich habe meine Agathoklea gerächt! — das Blut ihres Mörders, das Blut des Schändlichen klebt an dem Schwerdte. Euch weih ich es; — wenn es mein blutendes Herz zerschnitten hat, auch von meinem Blute gefärbt ist, so sei es euch ein süsses Opfer!

Jezt sezte er das Schwerdt auf den Boden, und wollte sich hinein stürzen, aber eine Hand entriß ihm das Schwerdt, und eine süße Stimme sagte sanft: Lysiades! —

Er bebte, er sank tiefer vor Schreken nieder, daß die Göttin ihn nannte. Da hob ihn ein zitternder Arm auf, und die Stimme sagte: Ich bin nicht Diana, ich bin Deine Agathoklea!

Da erkannt' er die Stimme, da hob er das Auge empor, und rief: Götter Agathoklea! Du? — Er lag in ihren Armen, und sie hielten sich lang in sprachlosen Entzüken umarmt. Er sah ihr ins blaue Auge. Götter! Du lebst? Du lebst? — Es ist kein Traum? keine Täuschung? — und sie sanken einander von neuem in die Arme, und standen vor Freude sprachlos da.

Epigethes erhob nun sein betendes Auge, und sah, — oh! der Freude des Greises — sah seine geliebte, seine verlohrne Tochter vor dem Tempel in Lysiades Armen. Sie hatte den Helm abgesezt. —

Götter! rief er: meine Tochter. Da erhob das Volk die Augen, und erkannten Agathoklea! Epigethes eilte herzu, mit ihm das Volk; er sank in die Arme seiner Tochter. Dann küßt' er ihr die Stirn, und rief:

Dank sei den Göttern! Du lebst! — Er legte die Hand auf ihren Mund. Erzähle mir nichts, sag mir nichts; Du lebst! das ist genug! Verbittre mir die Freude nicht mit der Erzählung Deines Unglüks. Rein will ich diese Freude genießen, daß Du lebst, daß Du mein bist! —

Agathoklea. So genieße diese Freude doppelt, mein theurer Vater! Bei allen Göttern des Olymps! — Ich bin Jungfrau! Diana hat mich geschüzt.

Du bist Jungfrau? sagte Lysiades, und sank zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie. Wie hat Dich Diana gerettet? wie? theures Mädchen! —

Wie hat Dich die Göttin gerettet? wie schöne Agathoklea! — rief das Volk.

Da erhub sie freudig das Auge und sagte zum schweigenden Volke: Mich umringten die Aetolier. Ein Hauptmann sezte mir seinen Helm auf, mich zu kennen, daß ich seine Beute sei. Mehrere Aetolier schleppten mich fort zu dem Hause, das der Hauptmann in Besiz hatte. — Eben flohet ihr alle; eben wurde mein Vater zum Agis geschleppt. Keiner von euch sah, wo ich blieb. — Hier nahe am Tempel floh ein Mädchen vor einem Aetolier. Einige von unsern Bürgern wollten sie retten, und griffen den Aetolier an. Meine Räuber geriethen mit ins Handgemenge. Während des Gefechts floh ich in den Tempel Dianens, und verbarg mich hinter dem Altare der Göttin, in der heiligsten Halle. Da betete ich um unsre Rettung.

Ich betete lang, da hörte ich auf einmal das Geschrei der Kämpfenden, das Klirren der Waffen, das Jammern der Verwundeten. — Ich dachte, jezt tödten die Aetolier unsre Bürger! und mein Herz blutete.

Nun wurde alles still. Da trat ich in die Thüre des Tempels; den Helm noch auf meinem

Haupte. Ich erkannte unsre Bürger, und die Achäer. Jezt sanket ihr alle, wie Todte zur Erde. Nur Einer, mit Blut und Staub bedekt, eilt auf mich zu, fällt vor mir nieder, und betet, und nennt mich Diana! — Es war Lysiades! Himmel! Die Freude band mir die Zunge. Da weihete er sein Leben den Eumeniden. Ich entriß ihm das Schwerdt. Da erkannt er mich. — Sie umschlang ihn aufs neue, mit beiden Armen, und weinte laut an seinem Halse.

Da erscholl der Markt vom fröhlichen Gejauchz der Bürger. Sie riefen:

Heil Dir, Lysiades! Schüzer Pellenens! Heil Dir, Agathoklea! Retterin des Lysiades! da riefen die Achäer:

Heil Dir, Aratus! Achajas weiser Feldherr! — Heil dir, Lysiades! muthiger Jüngling! — Heil Dir, Agathoklea! trefliches Mädchen! —

V.

Julius Sabinus.

Zu Langers in Gallien sah' Sabinus die reizende Eponine, und seine Blike blieben auf dem schönen Mädchen geheftet, und mit seinen Bliken des Jünglings ganze Seele. Zernichtet ist der ganze Ehrgeiz des Römers; er ist nur Mensch. Ein freundlicher Blik, ein zärtliches Lächeln von Eponinen erfüllt seine Seele, und ein Händedruk von ihr ist ihm mehr als ein Triumph durch das jauchzende Volk. Sein Schwerdt ruht; vergessen ist Rom, vergessen alle seine Plane, vergessen die Imperatorwürde, zu der ihn seine Ahnen, seine Thaten, sein Gold und die Liebe der Legionen riefen. Auf dem Schauplaze der größten Thaten, mitten unter den Lorbeerkränzen des Sieges, mitten auf der Laufbahn des Ruhms steht Sabinus stumm und thatenlos da, und zeigt nach dem Myrthenkranze der Liebe, aus der Hand der sechzehnjährigen Eponine.

Eponinens Vaterland ist sein Vaterland, Eponinens Laune sein Ziel, ihre Wünsche sind seine

Wünsche geworden. Die Liebe hat den Helden getödtet, um ihn desto glorreicher zu weken.

Eponine ist eine Gallierin. Du bist ein Römer, sagt sie zu Sabinus, der zitternd vor ihr steht, und ihre Hand auf seine hochschlagende Brust drükt, du bist ein Römer; zum Sturze meines Vaterlandes verschworen! Geh! sezt sie zögernd und mit einer liebreizenden Schaamröthe hinzu, ich hätte dich geliebt, wenn du ein Gallier wärest.

Ich bin nichts als Sabinus, Eponinens Geliebter! sagt Sabinus, und zieht des Mädchens zitternde Hand an seine Lippen. Er drukt in einem Kusse aus, was er nicht zu sagen wagt, und Eponine entzieht ihm zögernd ihre Hand, weil die zitternde Hand des Mädchens Liebe verräth.

Sie gieng oft zurüksehend dahin, und Sabinus sah ihr seufzend nach. Von diesem Augenblike hörte Sabinus auf, ein Römer zu seyn, und Eponine vertheidigte mit Wärme Rom gegen ihre Gespielinnen.

Die Liebe führte beide noch oft zusammen, und endlich sank Eponine holderröthend in Sabinus Arm. Rom war vergessen, Gallien vergessen; er war Sabinus, sie Eponine; für beide genug.

Heilige Stunden der Liebe, wo Sabinus Wünsche, Eponinen zu Galliens Königin zu krö-

nen, ihm wie die ausgeführte That dünkten, und Eponinen genug waren, ihr des Geliebten Liebe zu beweisen.

Und bist du jezt noch ein Römer? fragte lächelnd Eponine ihren Geliebten den Tag vor ihrer Verbindung und fällt mit beiden Armen um seinen Hals, und mit ihren Lippen auf seinen Mund. Bei allen Göttern unserer Liebe, antwortet Sabinus finster, noch bin ichs! Allein von diesem Augenblike an höre ich auf es zu seyn, und bin Eponiens! Wie ich aufhöre eine Gallierin zu seyn, und nur dem bin! sagt sie in einer noch festern Umarmung. Was hab' ich für mein Vaterland gethan? frägt Sabinus halb sich, halb die Geliebte, und was hat es mir gegeben? — Was für dich, Eponine, und wie theuer bist du mir?

Eponine bewundert und bespottet den finstern Ernst, mit welchem Sabinus dieß sagt; allein Sabinus fährt fort: ja, ich höre auf ein Römer zu seyn, nicht um ein Gallier zu werden, nein! was kümmert mich dieser oder jener Boden, dieser Fluß, jenes Gebürg? Du, Mädchen, bist mein Vaterland, mein Triumph, und für dich hat diese Hand das Schwerdt noch nie gezukt. Ich bin noch ein Römer, genug um meinen Triumph erst zu verdienen.

Er drükte einen heissen Kuß auf Eponinens Lippen, wischte eine Thräne von seiner glühen-

den Wange, und dahin flog er und Eponine sah ihn nicht wieder.

Civilis stand mit einem Heer Gallier und Germanen gegen den römischen Legionen über; Jahre lang hatte er schon für Galliens Freiheit gefochten. Bald hatte der Adler Roms gesiegt, bald des Galliers Schwerdt. Sabinus versammelte seine Legion in Langres. Ich verlasse euch, meine Freunde, sprach er, ich gehe, mir ein Reich zu erkämpfen. Wer mir folgen will, muß sein Vaterland und seinen Namen vergessen, und allein mein seyn! Das sagte er, er wandte sich und gieng.

Ganze Kohorten folgten ihm. So kam er bei Civilis an. Der Gallier Feldherr nahm ihn mit offenen Armen auf, und bald war Sabinus das Leben und die Seele des Heeres, und der Name Sabinus durchflog ganz Gallien. Er drang auch durch die Einsamkeit bis zu Eponinen, und ihr Herz schlug zum Erstenmal, seit Sabinus leztem Kusse, voll fröhlicher Hoffnung. Ach, ich liebte ihn ja so, sagte sie seufzend, und dennoch fühlte sie, daß sie eben so viel für ihn thun würde. Ihr Herz tadelte und lobte seine Handlung in einem Augenblik.

Immer näher kämpfte das vereinte Heer sich durch die römischen Legionen. Noch einmal wagte es der römische Feldherr, seine Legionen dem sie-

genden Heere entgegen zu führen. Sabinus trug den Tod mitten in die Legionen: sie wichen; Sabinus Schwerdt begleitete ihre Flucht. Der Sieg war erfochten, und mit dem Siegsgeschrei stieg Sabinus Name gen Himmel. Er eilte nach der einsamen Hütte seiner Geliebten. Sie hatte das Jauchzen der nahen Stadt gehört, ihre Sklaven kamen keuchend zurük, und von allen Lippen tönte der Name Sabinus. Da stand sie, in dem Schatten der Bäume vor ihrer Hütte; ihre Brust klopfte ängstlich; mit starren funkelnden Augen sah sie den Weg hinab, der von der Stadt herführte.

Eine Staubwolke drang von der Stadt zu ihr her; sie umarmte ihre Sklavinnen; große Thränen standen in ihren Augen; Todtenblässe und Feuerröthe jagten sich auf ihrer Wange. Sie sah von weitem die Krieger; ihre Füße eilten vorwärts, und ihre matten Arme stüzten sich auf ihre Dienerinnen. Sie erkannte Sabinus, und sie verhüllte sich in ihren Schleier und sank leblos in die Arme einer Sklavin.

Sabinus stand vor ihr, und drükte ihre Hand an sein Herz. Mit langen, sehnsuchtsvollen, inbrünstigen Bliken betrachtete er sie, und Thränen auf Thränen rollten aus dem fröhlichen Auge. Sie betrachtete ihn mit einem halben Lächeln. Beide schwiegen. Das Heer schaute und schwieg. Langsam und matt sank sie in seine Arme, immer

inniger, und nun mischten sich Küsse, Worte und Schluchzen.

Hier bin ich, sprach Sabinus endlich; kein Römer, kein Gallier, sondern dein, meine Eponine! Wähle, wähle die Krone Galliens oder den Lorbeer des römischen Imperators! Ein Tribun reichte ihr eine Krone und den Lorbeer der Cäsaren. Eponinens zitternde Hand ergriff den Lorbeer, und das Heer rief: die Götter segnen den Imperator Julius Sabinus! und Sabinus sezte den Lorbeer auf des entzükten Mädchens Haupt. Er faßte sie jezt in seine Arme, zeigte sie dem Heer und rief: sie ist mein! ich habe sie verdient! und nun trug er sie in die Hütte, und das triumphirende Heer sang ihm noch diesen Abend die Hymenäen und seinen Triumph, und den schönsten Triumph der Liebe.

Aber heimlich waren Vespasians siegreiche Legionen in Gallien eingedrungen. Sie eilten rasch in die Gegend, die jezt voll von Sabinus und Eponinens Glük war. Niemand warnte den glüklichen Sabinus; die Fliehenden, die Verwundeten brachten die erste Nachricht von dem Anrüken und von dem Siege der Legionen. Noch einen Lorbeer mehr für deine Loken, meine Eponine! rief Sabinus, und weinend gürtete Eponine das Schwerdt um seine Hüfte; trostlos, hoffnungslos sank sie noch einmal in seine

Arme, ein dunkler Kummer hieng auf ihrer Stirn; sie ahndete ihr Schiksal.

Sabinus griff die siegreichen Legionen des Cäsars an. Lange hielt er den Sieg, zulezt, um sich her einen Hügel Leichen, stand er verlassen von den Seinigen da. Er wich in das Gebüsch. Greift den Rebellen! hörte er den Feldherrn rufen, und schnell eilte er auf den bekannten Wegen zu Eponinen. Mit der einbrechenden Nacht stand er vor dem Hause seines Weibes. Er zitterte die Thüre zu öffnen. Da umfaßten ihn zwei Arme. Es war Eponine. Du bist es, Sabinus! den Göttern sei Dank!

Ich bin es; aber geschlagen, mit Schande bedekt, dem Tode preisgegeben.

Aber doch in den Armen deiner Eponine! oder gilt dir der Ruhm mehr, als meine Liebe? Nein Sabinus, du lebst! den Göttern sei Dank! — Mit Schande bedekt; aber du lebst. Du hast mich verdient; jezt laß mich auch dein Herz verdienen!

Sie trat mit ihm in den Vorhof. Sie ergriff eine Fakel und gab dem erstaunten Sabinus die andere. Heilige Göttin der ehelichen Liebe! sprach sie fest und feierlich, schüze uns. Dieser Pallast sei dir geweiht; seine Flamme leuchte uns zu unserer zweiten, aber noch heiligeren Ehe. Nimm uns auf, dunkeler, aber freund-

licher Zufluchtsort; sei uns der Wohnplaz der Liebe und des Glüks! Mit diesen Worten zündete sie den Pallast an, und trieb mit süßen Worten den geliebten Mann, die Flammen zu verbreiten. Hell loderten schon die Flammen an den Säulen empor, hoch schlugen sie schon durch das Dach. Sieh das Feuer unserer ewigen Liebe! sprach sie lächelnd und von allen Seiten umgeben.

Sabinus ergriff sie und wollte sie durch die Flammen tragen. Nicht also! rief sie und faßte seine Hand. Ich habe einen andern Weg uns zu retten. Sie stieß mit dem Fuße auf einen Stein: eine verborgene Thür öffnete sich. Sie umarmte Sabinus. Leb wohl, Tageslicht! rief sie; ich gehe mit dem, der mir mehr ist als du. Eilig zog sie ihn die Stufen hinab. Die Thüre verschloß sich hinter ihnen.

Durch Felsen, durch enge Gänge, durch hohe Gewölbe, ein langes labyrinthisches Gewinde leuchtete ihn Eponinens Fakel. Endlich stand sie an einer Grotte still. Sie flog in seine Arme, sie bedekte seinen Mund mit Küssen und Thränen. Sieh hier, Sabinus, dieß ist dein Reich! Wähle, wähle mein Herz, hier in diesen unbekannten Schlünden ein Leben mit mir, oder den Tod von dieser Hand. Ich bin dein! deine Gesellin im Leben, deine Gesellin im Tode!

Sabinus betrachtete Eponien starr und stumm; endlich sank er mit lautem Geschrei: leben mit

dir, meine Eponine! in ihre Arme. Und nun gieng er mit dem fröhlichen Weibe umher in seinem unterirdischen Reiche, und während des Gehens erzählte ihm Eponine, wer von ihren Ahnen dieß Gewölbe hatte bauen lassen, daß niemand es kenne, als allein zwei Sklaven, auf deren Treue sie sich verlassen könnte.

O, Liebe, du schaffest ein Elysium in öden Wüsten, verwandelst den Kerker in einen Pallast, und dein Licht erhellt die dunkelste Nacht, und überstrahlt die Sonne!

Neun Jahre lebten Sabinus und Eponine in ihrer unterirdischen Wohnung; neun Jahre lang hatte die Sonne ihnen nicht geleuchtet, neun Jahre lang hatte die Jahreszeiten, vergebens für sie, die Erde geschmükt und entkleidet, aber neun Jahre hatte die zärtlichste Liebe ihre Wohnung bei ihnen gehabt, und sie waren glüklich, und seelig wie Götter. Tausend Arbeiten, tausend süße Beschäftigungen hatte die Liebe für sie. Hier arbeitete Sabinus heimlich in dem Felsen ein Lager für Eponinen; sie stand da einen Morgen oder Abend — die Sonne zählte die Stunden nicht, die Liebe zählte sie — sie stand da mit Sabinus, und sagte ihm zärtlich die Hand drükend: von hier ist der Anblik der leuchtenden Fakeln in den Gängen des Felsen am schönsten! und Sabinus stahl jede Ruhestunde sich weg, von Eponinens Seite und

arbeitete in den harten Felsen mit tiefen Schlägen ein Lager für Eponinen, damit sie da ruhen, und des schönen Anbliks des erleuchteten Felsens geniessen könnte.

Eponine belegte mit weichem Moose einen Siz in der rauhesten Gegend der Felsen, die Sabinus liebte: und behieng eine kleine Grotte mit Epheu und wilden Ranken, und schmükte sie mit Blumen, und betrog mit einem falschen Frühling den erstauten Jüngling, und die neidische Sonne. Jezt leiteten beide eine Quelle von oben herab, durch das Gestein an ihrem Lager weg, und sonderten kleine Steine zum Bette für den kleineren Bach, damit er sanft in ihren Schlaf riesele.

Dann webte Eponine ein Gewand von Purpur für ihn, und Sabinus behieng indeß die Lieblingsgrotte seiner Geliebten mit warmen Thierfellen, und belegte den Boden mit Moos. Eine Küche, einen Heerd, und daneben einen Altar der Liebe, und einen andern Eponinen geheiligt, hatte Sabinus gebaut, und die Worte über den Eingang gehauen: Eponinens Heiligthum! Hierher führte sie Sabinus, wie sie erwachte. Tausend Feuer waren angezündet, der ganze Felsen erleuchtet, und Eponine sank vor ihrem Altare nieder und betete zu den Göttern für Sabinus.

Glüklich waren sie beide. Sabinus fragte die beiden Sklaven, wenn sie ihnen Lebensmittel brachten, nicht mehr, wie es um Rom stehe? Eponine hatte ihre Freundinnen vergessen. Glüklich waren sie beide, aber noch glüklicher beschloß die Liebe sie zu machen. Eponine war schwanger. Sabinus erbaute der Göttin Lucina einen Altar und opferte ihr die schönsten Früchte, und andere Opfer. Inbrünstiger hatte er Eponine nie betrachtet als jezt, sie schien ihm mehr als ein sterbliches Weib, sie schien ihm eine Göttin zu seyn.

Die Stunde der Geburt kam, und Sabinus sank mit zwei schönen Knaben auf seinen Armen an dem Lager der Mutter auf die Knie, und zerfloß in Freudenthränen, in Entzükungen und in Gebet. O Vespasian! rief er, wie dank ich dir für den Sieg deiner Legionen! Wer ist nun glüklicher! und Eponine schluchzte vor Wonne, und strekte ihm die matten Arme entgegen. Wer beschreibt nun das Glük dieser Glüklichen? Beide Liebende schienen sich vergessen zu haben, nur für die beiden Kinder zu leben, und dennoch liebten sie sich nur desto inniger. Ihre Liebe war rührender, heiliger, feierlicher durch die Kinder geworden. Oft wenn Eponine, beide Knaben an ihren mütterlichen Busen gedrükt, mit liebevollen Bliken auf sie niedergebeugt, in

süssem Rausche der Mutterliebe, ohne einen Blik für Sabinus, ohne ein Wort für Sabinus da saß; so kniete der Vater hinter ihr nieder, und küßte den Saum ihres Gewandes mit einer Ehrfurcht, als wäre er einer Göttin.

Sie hörte ihn schluchzen, sah auf, strekte die Arme nach ihm aus, und drükte ihn an ihren Mund und stammelte: Sabinus! und versank aufs neue in das süsse Vergessen, und hatte nur Sinne für die Kinder.

Kein Eheloser lese mich! Der Himmel wohnte mit Sabinus, mit Eponinen unter der Erde! Ein heller Blik der Kinder war ihnen die leuchtende Sonne; ein Lächeln gab ihnen den Frühling, und das erste Lallen von ihren Lippen war ihnen der heiligste Festtag. Neun Jahre waren so verflossen, und die Knaben waren sieben Jahre alt. Ach oft hatten Sabinus und Eponine ihnen von der Erde, von der Sonne, von den Sternen und von den Menschen erzählt. Neugierig horchten die beiden Knaben auf die Erzählung der Eltern. Ich möchte nur einmal die Sonne sehen! sagte der älteste Knabe, und ich den Tag, wie der aussehen mag! sagte der Jüngste.

O, zeig mir die Sonne nur einmal liebe Mutter! rief der Aelteste, und mir den Tag! ich

will den Vater auch lieber haben wie dich! rief der Jüngste. Die Mutter lächelte und erzählte dem Vater die närrischen Vorstellungen der Kinder, von Sonne und Tag, und ihr freundlicher verlangender Blik wagte es nur zu sagen, daß sie es wünsche, ihre Kinder zu befriedigen.

Sabinus schloß Eponine in seine Arme, und führte sie zu ihren Kindern. Kommt, meine Kinder, ihr sollt die Sonne und den Tag sehen. Meine Sonne bist du, Eponine! Er führte sie alle drei durch lange Gänge, und rauhe Höhlen. Eine Fakel, Vater! rief der Aelteste, und eilte voraus dem Tageslicht entgegen, das durch das Gestein brach. Endlich kamen sie an den Eingang des unterirdischen Gewölbes. Die Knaben schrien laut auf, bedekten sich die geblendeten Augen, schauten wieder, und schrien vor Freude. Eponine lehnte sich auf Sabinus Schulter, und bebte vor Wonne; und Sabinus sank an seines Weibes Busen, und bebte wie sie. Ein heiliger Schauer ergriff sie. Sie sanken auf den Boden, und der Gedanke, der reinste Gedanke: Gottheit, durchbebte ihre Seelen. So standen sie alle eine Stunde, und tranken die fröhlichsten Strahlen des Tages in sich. Ein diker Wald verbarg die Sonne. Das ist der Tag! sagte Eponine leise und feierlich zu dem jüngsten Knaben. Er lächelte freundlich. Jezt traten sie an eine

lichte Stelle; die Sonne leuchtete dahin. Das ist die Sonne! wollte der Vater sagen, und beide Knaben stürzten zitternd zu Boden und weinten.

Kaum wollten die Kinder sich zurükführen lassen. Die Sonne! war ihr erstes Wort, wenn sie erwachten, und mit dem Worte: Sonne, schliefen sie an der Seite ihrer Eltern ein. Laß uns die Sonne sehen! riefen sie unablässig, und von Zeit zu Zeit führten die zu zärtlichen Eltern die Kinder an den verrathenden Tag.

Sabinus hat sich mit Eponinen verbrannt! sagte das Volk, und bei den Ruinen des zerstörten Hauses wünschte jeder den Schatten der beiden Liebenden Glük. Man hatte ihre Gebeine gesucht, und nicht gefunden. Der Feldherr glaubte, sie wären entflohen. Ein Soldat hatte im Walde die glükliche Familie gesehen und belauscht. Er hört die Namen Sabinus und Eponine. Sabinus? denkt er und läuft zum Feldherrn, und erzählt. Man sendet Soldaten. Man lauert lange vergebens. Endlich kommt die glükliche, unschuldige Familie wieder aus den Ruinen hervor. Sie stehen da eng umarmt, und freuen sich des Lichtes. Die Krieger stürzen hervor. Sabinus ist umringt gebunden. Die Kinder schreien, Eponine ist zur Erde gesunken. Die Soldaten

führen den Sabinus fort. Die Kinder stehen da, unentschlossen, ob sie dem Vater folgen, oder bei der todten Mutter bleiben sollen.

Sie stürzen sich über die Mutter her, benezzen sie mit ihren Thränen; und nach einer Stunde schlägt die trostlose Mutter endlich die Augen auf.

Wo ist er? ruft sie, und wirft die Kinder, die sie umarmen wollen, von sich. Sie rafft sich auf; die Kinder hängen sich an ihr Gewand, sie bemerkt sie nicht; sie fassen auf jeder Seite ihr Gewand, sie bemerkt sie nicht; sie fassen auf jeder Seite ihre Hand, sie fühlt es nicht; sie eilt zur Stadt. Ihr Haar fliegt wild um den Naken, ihr Gewand fliegt frei im Winde. Wo ist Sabinus? ruft sie laut, und man begleitet sie zum Prätorium. Hier findet sie ihn. Er steht vor dem Prätor, ernst und stolz. Eponine stürzt herein, er lächelt, und legt seine Wange auf ihre Schulter, und sie küßt die Bande, die seine Hände gefangen halten.

Der Prätor sieht finster auf das liebende Paar. Sein Herz ist bewegt, er kann sie nicht retten. Du bist Julius Sabinus? frägt er noch einmal. Schon einmal sagte Sabinus: ich bin es! Du hast dein Leben verwürkt, Sabinus. Allein ich will dich nicht hinrichten lassen. Cäsar mag dich

selbst richten! die Götter geben ihm mein Herz! Er legt dem einen Knaben die Hand auf das Haupt, betrachtet mit einem traurigen Blike die Mutter und geht. Sie sind allein. O Eponine! ruft Sabinus voll Schmerz, und betrachtet sie mit durchbohrenden Bliken. Sabinus! was wird dein Schiksal seyn? fragt sie eilig.

Sterben, meine Eponine!

Und diese Knaben?

Sie haben nichts verbrochen. Sie werden leben!

Und ich?

Und du? o, du Arme! du wirst leben! du bist der Knaben Mutter.

Nein, Sabinus; erinnere dich! Du warst nicht Römer, nicht Gallier; du warest mein! Ich bin nicht Gallierin, nicht Mutter, ich bin dein! Jezt trat eine Wache herein, um Sabinus nach Rom abzuführen. Eponine begleitete ihn, die beiden Knaben an der Hand. Man hörte keine Klage aus ihrem Munde, man sah keinen finstern Blik in ihren Augen. Sie gieng neben Sabinus her, und lächelte ihm zu, troknete ihm den Schweiß von der Stirn, und sprach mit ihm von ihren glüklichen Tagen.

So kamen sie in Rom an. Vespasian versammelte den Senat, und dieser sprach Sabinus Todesurtheil. Eponine wurde doch auf einen Augenblik bleich, wie das Wort: des Todes schuldig! gesprochen wurde. Aber stolz trat sie an des Cåsars Thron. Sie erzåhlte ihm kurz ihre Begebenheit. Hat die Liebe den Tod verdient, Cåsar?

Vespasian staunte das Weib an. Aber er war Cåsar, er konnte nicht verzeihen. Die Liebe nicht, sprach er, aber der Aufruhr! Unwidersprechlich ist sein Todesurtheil? fragte sie ernst.

Unwidersprechlich! antwortete der Cåsar.

Und seine Kinder? Sie faßte beide Knaben an und führte sie nåher an Vespasians Tribune, und betrachtete sie mit liebevollen Augen voll Thrånen.

Der gerührte Cåsar sprach: ich werde ihr Vater seyn! Habe Dank! sprach sie, und nun zog sie beide Kinder an ihre Lippen, drükte sie eins ums andere an ihren Busen. Auf einmal wandte sie sich an Sabinus. Sie reichte ihm die Hand; sie betrachtete ihn mit einem zårtlichen Blike. Sabinus, sprach sie, und ihre Blike wurden triumphirend wie die Blike einer Göttin. Sabinus rief sie, unser unterirdisches Glük hebt

aufs neue an, und uns wird kein Cäsar wieder richten. Verstehst du mich?

Sabinus sank an ihren Busen. Ich verstehe dich! du bist mein!

Ja! ich bin dein! rief sie laut, zukte einen Dolch, und rannte ihn in Sabinus Brust. Wir sehen uns wieder! rief sie, und legte ihn auf den Boden. Cäsar sei meiner Kinder Vater! und der Dolch traf auch ihr Herz.

Bei den Göttern, ich hätte euch verziehen, wenn ich das vermuthet hätte, rief Vespasian und eilte ihr zu Hülfe.

Du kanntest die Liebe nicht, Cäsar! sagte Eponine mit sterbenden Lippen; o so war ich glüklicher in der Höhle, als du auf dem Throne! — Sabinus! Sie wandte das Auge nach Sabinus, und das Licht im Auge verlosch.

VI.

Maria von Nevers.

Maria von Nevers war vom Schiksal bestimmt, ihr ganzes Leben hindurch das Spiel der Intrigue, der Gegenstand der Wollust und Verführung, und endlich das unschuldige Opfer der Grausamkeit und des Ehrgeizes zu werden.

In dem schreklichen Blutrath, der die Opfer der Bartholomäusnacht bestimmte, konnte man nicht einig werden, ob man nicht auch den König von Navarra, und den Prinzen Condé ermorden sollte. Die Mehrheit der Stimmen fiel gegen ihren Tod aus; nur sollten sie die katholische Religion annehmen.

Der von Navarra machte sehr wenig Umstände: er schwor den verhaßten Glauben Calvins ab: allein der sechzehnjährige schöne Condé war anfangs gar nicht zu bewegen. Der König nahm ihn endlich mit in sein Kabinet, zog hier den Degen, und drohete, ihn hier auf der Stelle zu durchbohren, wenn er nicht sogleich mit ihm in die Messe gehen wollte. Der junge Prinz erlag; er gieng mit in die Messe.

Man sah wohl, daß man andere Mittel gebrauchen müsse, um ihn bei der herrschenden Religion zu erhalten, als die Furcht.

Man ließ Maria de Nevers kommen; man gab ihre Hand dem Prinzen Condé, und sie sollte das Band seyn, den jungen schönen Prinzen an die Mutterkirche zu fesseln.

Obgleich der Religionsfanatismus diese Heirath geschlossen hatte, so verband dennoch die Liebe die Herzen beider, des Prinzen und Mariens. Mit jedem Tage wurde ihre Liebe zärtlicher; mit jedem Tage wurde Maria sittsamer mitten unter den Wollüsten des Hofes; mit jedem Tage wurde sie ihrem Manne getreuer,

mitten unter den verführenden Beispielen eines sittenlosen Hauses von wollüstigen jungen Männern.

Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs, liebte Marien mit einer unbegränzten Leidenschaft. Er warf sich ihr zu Füßen; ein kalter ehrerbietiger Blik Mariens war ihre ganze Antwort. Sie vermied von diesem Augenblik an seine Gegenwart, kam seltner an den Hof, und nur dann, wenn sie es schlechterdings nicht vermeiden konnte. Der Herzog von Anjou sandte ihr alle Tage Liebesbriefe, die (nach einer damaligen Sitte) mit seinem Blute unterzeichnet waren. Sie antwortete nie, ja er wußte nicht einmal, ob sie seine Briefe gelesen hatte. Er war zum König von Pohlen erwählt: der junge König verschob seine Abreise in sein Königreich. Marie blieb unbeweglich. Der König Karl mußte ihn beinahe mit Gewalt bereden, nach Pohlen zu gehen.

Karl der neunte starb, und der Herzog von Anjou kehrte jezt aus Pohlen, als König von Frankreich zurük. Der Hof war zu Lyon. Die

schönsten Damen gaben sich Mühe, den Monarchen zu fesseln. Vergebens! er hatte nur ein Herz für Marien, und Marie war unerbittlich.

Marie lebte zu Paris mit ihrem Gemahl. Jeden Tag erhielt sie einen Kourier mit einem Briefe von dem König, und sie antwortete nie. Endlich that der König Marien den Vorschlag, ihre Ehe mit Condé trennen zu lassen, und sie zur Königin von Frankreich zu machen.

Die Königin Mutter fieng den Brief auf, und sandte ihn an Mariens Gemahl, in der Absicht, daß er mit seiner Gemahlin Frankreich verlassen sollte. Des Königs Mutter fürchtete den grossen Einfluß der reizenden Marie auf ihren Sohn.

Der König erhielt keine Antwort, und er beschloß, nach Paris zu gehen, und Marien selbst zu sehen. Seine Mutter zitterte, und ein Paar Tage darauf starb die schöne, tugendhafte Marie, schnell in der Blüthe ihrer Gesundheit und Schönheit.

Wie der König die Nachricht hörte, die ihm seine Mutter sehr vorsichtig mittheilte, so sank er hinten über, kalt und starr; und verfiel die beiden ersten Tage aus einer Ohnmacht in die andere. Er legte die Trauer an, er trug sogar kleine Tödtenköpfe auf seinen Kleidern, auf den Bändern seiner Schuhe, um den Kummer seiner Seele deutlich anzuzeigen. Indeß wurde Marie bald unter den Wollüsten des Hofes von ihm vergessen, und sie blieb nur ein beschämendes Denkmal der Treue des Weibes, der Tugend, der Schönheit, für den ganzen Hof.

Ende des vierten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Erzählungen und Geschichten

Bd.: 4

Göttingen (1800)

P.o.germ. 783 u-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113347-8
VD18 80429513-001